Ch. Wink. del.

Oeconom. 1853

Oeconomia. Opera varia oeconomiam illustrantia 70.

Oec. gen. No. 166.

R

D. Friedrich Benedict Webers

ordentlichen Professors der Oekonomie und Kameralwissenschaften zu Frankfurt an der Oder

kleine ökonomisch-kameralistische Schriften.

Erstes Bändchen.

Berlin,
bei Heinrich Frölich. 1805.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorerinnerung.

Diesem ersten Bändchen meiner kleinen ökonomisch = kameralistischen Schriften werden in Zukunft mehrere nachfolgen. Ich habe aber für die Folge diese Sammlung bloß dazu bestimmt, um diejenigen einzelnen Aufsätze, welche ich über specielle ökonomisch = kameralistische Gegenstände ausarbeiten werde, zu sammeln, während mein Oekonomischer Sammler, wovon zu diesen Ostern wiederum ein neues Stück erschienen ist, künftig nur rein ökonomische Abhandlungen enthalten soll.

Einige der hier aufgenommenen Abhandlungen sind zwar schon anderwärts gedruckt; allein ich habe den neuen Abdruck derselben darum nicht für unnütz gehalten, weil ich sie, besonders die letztere, hier verschiedentlich verbessert und berichtiget liefern wollte.

Frankfurt an der Oder im Juni 1805.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Ueber die landwirthschaftlichen Nebengeschäfte und Nebengewerbe auf Ritter- und Domainengütern; und über die Fragen: in wie fern diese zu Betreibung derselben berechtiget sind? und nach welchen Grundsätzen und Normen deren wahrer Vortheil für die Wirthschaft sich beurtheilen und bestimmen läßt? . . S. 1
II. Ueber den Raps- und Rübsaamen und deren Anbau, dessen ungemeine Vortheile, und die Regeln und Grundsätze, nach welchen derselbe zu betreiben ist. . . 51
III. Practische Bemerkungen über die Anlage der Miststätten, und die rechte Behandlung des Mistes auf denselben; über das Ausmisten der Viehställe, und deren zweckmäßige Anlage zur besten Gewinnung des Mistes, und besonders der Mistgauche. 115
IV. Etwas zur Beantwortung der Frage: Gehört die Bergbauwissenschaft zur Oekonomie, oder zur Technologie? oder ist sie nicht besser als eine besondere Gewerbwissenschaft anzunehmen? 147
V. Ueber eine sehr leichte und wohlfeile Art von Feimen oder Diemengerüste, wie sie im Dessauischen hie und da gefunden wird. 158
VI. Nachricht von einem äußerst gefährlichen Feinde des Raps- und Rübsenbaues, dem messingfarbenen Glanzkäfer, Nitidula aenea, oder silpha psyllium Fabricii, oder silpha aenea Linnaei. . . 162
VII. Ueber das Lesen der ökonomischen Schriften. . 177

I.

Ueber die landwirthschaftlichen Nebengeschäfte und Nebengewerbe auf Ritter- und Domainengütern; und über die Fragen: in wie fern diese zu Betreibung derselben berechtiget sind? und nach welchen Grundsätzen und Normen deren wahrer Vortheil für die Wirthschaft sich beurtheilen und bestimmen läßt?

Unter die mancherlei Vortheile, welche die Domainen- und Rittergüter in der Verwaltung und Benutzung ihrer Wirthschaft gewöhnlich vor den Bauergütern voraus haben, gehört unstreitig auch das Recht, oder auch nur die hergebrachte Gewohnheit und die Einrichtung, gewisse Nebengeschäfte und Nebengewerbe bei der Wirthschaft zu betreiben, durch welche sie theils gewisse Naturprodukte gewinnen, die eigentlich nicht ökonomisch sind, weil sie nicht erzeugt werden

können, theils aber ihre wirklichen landwirthschaftlichen Produkte weiter bearbeiten, technisch veredeln, und alsdann als Waaren weit theurer, und vortheilhafter absetzen, als beim rohen Verkauf möglich ist *).

Dies gilt denn also 1) von den gewöhnlichen ökonomisch-technischen Nebengewerben, als Bierbrauerei, Brandtweinbrennerei, Stärkebereitung, Ziegel- und Kalkbrennerei, Salpeter-, Pech- und Potaschsiederei, Kohlenbrennerei u. s. w. sind **). Diese Gewerbe sind Branchen der

*) Der Bauer hat auch gewisse Nebenbeschäftigungen, Nebenarbeiten, wo er seine Produkte verarbeitet, und veredelt; aber nicht gerade technisch, sondern bloß mechanisch: diese sind von den Nebengewerben der Ritter- und Domainengüter, von denen wir hier sprechen, wohl zu unterscheiden. Sie sind ihm ebenfalls sehr vortheilhaft: zu ihnen gehört aber eine Berechtigung, weil sie nicht eigentlich Gewerbe sind; es gehört bloß Eifer und Industrie der Bauern dazu. S. von ihnen meine Schrift: Ueber Thätigkeit und Unthätigkeit, und die Mittel, die Arbeit unter den gemeinen Volksklassen, und besonders den Bauern zum Bedürfniß, und zur Gewohnheit zu machen, Leipzig 1804. 8. 20 gr., §. 20. 21. p. 105 — 11.

**) Es ist zwar wahr, daß, wie wir nachher sehen werden, nur die erstere eigentlich in der Regel zu den

Wirthschaft, wovon die erstern oftmals 1000, 2 und 3000 Thaler und mehr jährliche reine Reve-

Gerechtsamen der Ritter- und Domainengüter gehört, daß die meisten der übrigen eigentlich von jedem Landwirth betrieben werden können, wenn auch ja landesherrliche Concession, der Verfassung der einzelnen Länder nach, dazu erforderlich und nöthig ist; allein demohngeachtet werden alle diese technischen Nebengeschäfte gewöhnlich nur auf Ritter- und Kammergütern, nicht auf Bauergütern, betrieben; theils weil das Herkommen dagegen ist, theils weil sie Anstalten und Einrichtungen verlangen, die zu kostbar sind, um für eine so kleine Quantität roher Produkte, als der Bauer zur Veredlung bestimmen könnte, mit Vortheil getroffen werden zu können. Und was sollte überhaupt daraus werden, wenn jeder Landwirth Bier brauen, Brandtwein brennen, Stärke machen, Ziegel brennen könnte u. s. w.? wo käme am Ende das nöthige rohe Produkt her? und wo bliebe alsdann vorzüglich der Vortheil der Veredlung, wenn alle Landwirthe ihre Produkte zu Waaren machen, und so selbst deren Preis herabsetzen wollten.

Der Mühlengerechtigkeit übrigens gedenke ich hier nicht; weil diese eigentlich gar nicht mit einer vortheilhaftern Veredlung des rohen Produkts verbunden ist. Welcher Gutsbesitzer, der eine Mühle hat, wird sein Getreide daselbst zu Mehl mahlen lassen, um es als Mehl zu verkaufen? Der Vortheil, den das Mühlenrecht gewährt, ist nur der baare Mühlenpacht, oder die Mahlmetze.

nüe geben: welche zum größten Theil wegfallen würden, wenn diese Güter, ihre Produkte roh zu verkaufen, gezwungen wären.

2) Außer diesen giebt es aber auch noch andere Nebengewerbe, die nicht technisch sind, indem sie bloß in der einfachen Gewinnung und Benutzung der nutzbaren Mineralien bestehen, die nicht zu dem landesherrlichen Bergregal gehören, als: Torf-, Braun- und Steinkohlengräbereien, Steinbrüche, Lehm-, Thon-, Sand-, Waltererdegräbereien u. dgl. So häufig auch die Benutzung und Bewirthschaftung dieser nutzbaren Theile des Grundes und Bodens der eigentlichen Oekonomie oder Landwirthschaft selbst zugezählet wird, so wenig ist dies doch, im strengen Sinne derselben genommen, recht, und eben so wenig für das praktische Landwesen zu billigen; weil es bei allen diesen Dingen nicht auf vortheilhafte Erzeugung und Hervorbringung eines nutzbaren Naturals, worauf die eigentliche Landwirthschaft ausgeht, sondern nur auf eine bloße Gewinnung, oder An- sich- Nehmung desselben ankömmt. Mineralien kann man nicht erzeugen, nicht produciren: es ist keine Kultur bei ihnen möglich, wie bei Pflanzen: man kann sie nur

wegnehmen, wo sie sich finden: Vergl. hiezu die Abhandl. No. IV.

Zur Betreibung dieser Nebengeschäfte sind nun zwar, wie wir ebenfalls bald sehen werden, alle Arten von Landgütern, sie mögen Domainen-, Ritter- oder Bauergüter seyn, in der Regel gleich berechtiget und fähig; indem theils nur das Eigenthum des Grundes und Bodens, wo sie sich finden, dazu erfordert wird, so lange sie nicht Regalien sind, oder aber wenn die Gegenstände derselben zu den landesherrlichen Regalien gehören, die Rittergutsbesitzer und Domainenpächter sie eben so wenig auf ihrem Grund und Boden, ohne besondere landesherrliche Concession frei benutzen dürfen, als der Bauer auf dem seinigen; theils, indem auch zu ihnen oftmals weiter keine großen Veranstaltungen und Einrichtungen nöthig und erforderlich sind: allein bei Bauergütern sind sie doch allemal weit weniger beträchtlich und von Bedeutung, und ihr Einfluß auf die Wirthschaft kömmt daher nur bei größern Landgütern in Betrachtung, wo sie selbst sehr ansehnlich und bedeutend seyn können; wie denn jetzt die Torf-, Braun- und Steinkohlenlager manchen Rittergütern viele 100, ja mehrere 1000 Thaler hie und da eintragen.

3) Endlich giebt es hie und da bei manchen Landgütern in besondern Fällen eigentliche Fabrikanstalten, oder auch wohl würkliche Bergwerke, die eigentlich zum landesherrlichen Regale gehören: — dies sind aber seltene Fälle.

Von allen diesen landwirthschaftlichen Nebengeschäften und Nebengewerben der Ritter- und Domainengüter haben wir nun zu untersuchen:

1) In wie fern der deutsche Landwirth besonders auf dergleichen Gütern zu ihnen an sich berechtiget sey? oder es doch werden könne?

2) Welches die Bedingungen und charakteristischen Merkmale, oder Kriterien seyen, nach welchen zu bestimmen ist, ob dieselben mit der Wirthschaft sich mit wahrem Vortheil verbinden lassen?

3) Welches demnach die vorzüglich vortheilhaftesten unter ihnen seyn mögen?

I. Zuerst also wollen wir untersuchen: in wie fern der deutsche Landwirth, besonders auf Rittergütern und Domainen zu jedem einzelnen dieser Nebengewerbe, theils nach gemeinen deutschen *), theils

*) Das ist das, welches in ganz Deutschland gilt, so lange nicht ein Landes- oder Provinzialgesetz etwas anderes bestimmt.

nach preußischen und chursächsischen Rechten insbesondere, an sich berechtiget sey, oder doch werden könne?

A. Was zuerst die gewöhnlichen technischen Nebengewerbe anlangt, so ist zu bemerken:

a) Das Recht aus der erzeugten Gerste Bier zu brauen ist zwar nach gemeinen deutschen Rechtsgrundsätzen einem jeden Rittergutsbesitzer, und mithin auch jeden Domainenpächter (da Domainen in der Regel immer Rittergüter sind) ohne alle Bedingung und weitere Einschränkung zuständig *);

S. meine Abh. von Rittergütern, in m. ökon. Sammler St. III. p. 61 oder den besondern Abdruck, Leipzig 1802. 8. p. 138.
Fischers Cameralrecht Th. III. p. 289.

allein nach den meisten deutschen Provinzialgesetzen gehört dazu entweder der verjährte, oder herkömmliche Besitz, oder eine besondere landesherr-

*) So auch daher noch in den meisten Provinzen von Oberdeutschland. S. Fischers Cameralrecht Th. II. p. 532.

Indeß, daß ein Domainenpächter keineswegs Anstalt zu einem dergleichen Gewerbe ohne Consens der Kammer neuerlichst treffen könne, versteht sich von selbst.

liche Concession, ein Privilegium, wenn dies Braurecht auch auf das Brauen des Bieres zum feilen Verkauf ausgedehnt, nicht bloß auf das Brauen des bloßen Tischtrunks, oder des Bedürfnisses an Bier für die eigne Wirthschaft eingeschränkt seyn soll.

So ist denn 1) im Preußischen festgesetzt, daß Domainen- und Rittergüter kein Braurecht zum feilen Verkauf des Biers haben sollen, wenn sie nicht entweder den Besitz desselben im Normaljahr 1740, oder den verjährten Besitz desselben seit 50 Jahren, oder königliche Concessionen aufweisen können: sonst sollen sie nehmlich nur ihren Tischtrunk in eignen oder fremden Brauhäusern zu brauen berechtiget seyn; wovon sie aber auch ihre Arbeiter außer dem Hofe, im Walde und dergleichen, aber nur vom Hofe aus beköstigen, und welchen sie sich auch in die Städte, wo sie wohnen, von ihren Gütern kommen lassen können.

Kurmärkische Braukonstitution vom 27. Jan. 1711 *).

Außerdem können sie auch ihren Meiern, Gärtnern, Weinmeistern, Jägern, Fischern und

*) Dies gilt so überall im ganzen Preußischen; auch in Schlesien.

Voigten Deputatmalz, jedoch nicht über 8 Scheffel geben; dürfen aber ihren Bauern kein Kösten=, Kindel=, Fastel=, Abend=, Pfingst= und Erndtebier brauen. Haben sie aber auch das volle Braurecht, so haben sie deshalb doch noch nicht die Schankgerechtigkeit und den Krugverlag, oder das Recht, in Schenken und Gasthöfen Bier einzeln zu verschenken, sondern müssen dies Recht wiederum besonders auf eben die Weise, wie das Braurecht, (keinesweges aber bloß vertragsweise) erlangt haben: welches sie alsdann aber auch nicht auf andere ihrer Dörfer und Vorwerke, oder auf ihre neuen Colonien ohne landesherrliche Concession übertragen und ausdehnen dürfen; sowie sie auch keinesweges vermöge desselben berechtiget sind, ihre Unterthanen zu zwingen, daß diese das zu Gelagen und Ausrichtungen, als Hochzeiten, Kindtaufen, u. dgl. benöthigte Bier von ihnen nehmen müssen.

Auch müssen sie sich nach den Biertaxen der nächsten Immediat= oder der Kreisstadt richten.

Publikandum vom 4. Mai 1796.

In mehrern preußischen Provinzen steht es aber auch sogar den Ackerwirthen frei, sich zur Pflug=, Saat= und Erndtezeit (sonst aber nicht, also nicht zu Kindtaufen, Hochzeiten) einen

Haustrunk aus Malz zu verfertigen: und zwar ist in der Kurmark erlaubt, daß vom April bis zum November, im Frühjahr, zur Erndte, und zur Herbstzeit ein wirklicher Bauer 4, ein Cossäthe aber 2 Scheffel Malz in jeder dieser Zeiten gegen Erlegung der Ziesegefälle verbrauen, und Getränke sich daraus verfertigen könne. Auch den Meiern auf den aus Bauerhöfen errichteten Meierhöfen ist es erlaubt, für sich und ihr Gesinde Nachbier und Kofent zu machen.

Die angef. Braukonstitution und die Landschaftliche Ziesenmeister-Instruktion vom 15. Nov. 1741.

Nur soll das aus dem verzieseten Malze gemachte Getränk aufs längste innerhalb 6 Wochen, vom Tage der Lösung des Ziesezettels an, konsumirt seyn.

2) Nach chursächsischen Rechten muß ebenfalls die Braugerechtigkeit zum feilen Verkauf des Bieres durch Herkommen und Gewohnheit, oder durch Verjährung von 31 Jahren 6 Wochen und 3 Tagen, oder auch *) durch

*) Einen dieser Rechtstitel müssen sie besonders innerhalb der zu 16000 Ellen angenommenen Biermeile der Städte beweisen können; sonst haben diese den Bierzwang in diesem Bezirk.

landesherrliche Concession von den Ritter- und Domainengütern erworben worden seyn; sonst steht ihnen nur das Recht, den Tischtrunk, oder das eigne Wirthschaftsbedürfniß an Bier selbst zu brauen frei *). Diesen Tischtrunk aber sich steuerfrei von ihren Gütern in die Stadt, wo sie wohnen, bringen zu lassen, ist in Sachsen nur ein Vorrecht der adlichen Rittergutsbesitzer.

Römers Staatsrecht und Statistik von Chursachsen, Th. III. p. 153.

Die Schankgerechtigkeit, und besonders auch die Zwanggerechtigkeit oder den Bierzwang müssen die brauberechtigten Rittergüter und Domainen auch in Sachsen eben so noch besonders hergebracht haben; sonst steht keine von beiden ihnen zu.

Bauern **) aber können in Sachsen nur 3 bis 4 Wochen vor der Erndte zu derselben das

*) Alle churfürstliche Beamten, also auf jeden Fall auch Pächter churfürstlicher Domainen, die kein Braurecht haben, können in Sachsen jährlich ein Gebräude brauen; letztere müssen ja aber auch schon den Tischtrunk haben.

**) Im Schwarzburgischen ist nach Rohrs Haushaltungsrecht, Th. I. p. 610. das Bierbrauen allen Dörfern concedirt.

sogenannte Erndtebier, oder Kofent, eine Art schlechten Bieres, brauen lassen; wann und wo dies hergebracht ist *).

Erläut. des Trankstеuers, Ausschreibens, vom Jahr 1747. Cap. 17.

Doch giebt es auch einzelne Bauergüter, die als Freigüter, besonders als Schenkgüter oder auch als Erbkrüge, Erbschenken, Erbschulzengerichte, das Recht, Bier zu brauen und zu verschenken **) durch Belehnung oder durch Immemorial; (undenkliche) Verjährung erblich erlangt haben.

S. Römers Staatsrecht von Chursachsen Th. III. p. 196.

Zerenner Abh. von Freigütern in Chursachsen, p. 73.

*) Sie sollen aber vorher wegen des Schuttes und Gusses gründliche Anzeige an den Gerichtsherrn oder Beamten thun und unter freiem Himmel brauen, Rohr l. c. p. 609.

**) Doch ist wohl zu merken, daß nicht jedes Schankgut deshalb das Recht hat, selbst Bier zu brauen; sondern wenn es dies nicht besonders adquiriri hat, so darf es nur erkaufte Biere verschenken: und meist ist ihm dann ein Ort angewiesen, woher es sein Bier nehmen muß.

Sie können auch sogar Zwangschenken seyn, d. h. den Bierzwang haben: und so kommen sie auch im Preußischen, besonders in der Mark Brandenburg vor; vorzüglich aber in Sachsen.

b) Das Recht aus dem producirten Getreide Brandtwein zu brennen, ist eben so nach gemeinen deutschen Rechten jedem Rittergutsbesitzer und Domainenpächter, ja sogar jedem andern Landgutsbesitzer kraft seines Eigenthumsrechts am Gute und den erzeugten Früchten zuständig; indem das Brandtweinbrennen keinesweges ein landesfürstliches Regal ist.

S. Abh. von Rittergütern, p. 63.

Das Recht aber, Brandtwein einzeln zu verschenken, verhält sich nach allen Rechten, wie der Bierschank.

Dies alles gilt nun auch noch immer nach chursächsischen Rechten, und das Brandtweinbrennen steht demnach auch in Sachsen jedem Grundstücksbesitzer frei; nur muß er die über dieses Geschäft gegebenen Gesetze beobachten, und die darauf gesetzten Abgaben abtragen. Rittergutsbesitzer aber brauchen von dem Brandtwein, den sie zu ihrem Hausgebrauch brennen, nicht einmal die Landaccise zu bezahlen, (sollen aber bei der Einnahme derselben, die ver-

fertigte Quantität angeben), sondern haben nur von den zum feilen Verkauf verfertigten, 12 Gr. pro Eimer zu entrichten.

Unterthanen, welche Brandtwein brennen, sind auch nicht schuldig, ihren Gerichts- und Gutsherrn einen Blasenzins davon zu bezahlen, wenn derselbe nicht ausdrücklich das Recht, ihn zu verlangen, erworben hat: durch Vergleich, Herkommen, Verjährung.

S. Hommel Dissert. de jure vini adusti, Lipsiae 1753 p. 12 — 14.

Leiser jus georgicum, von den Landgütern lib. III. cap. 22. §. 9.

Nach preußischen Rechten aber ist zwar allen Rittergütern und Domainen erlaubt, zum wirthschaftlichen Bedürfnisse Brandtwein zu brennen; sollen sie aber auch zum feilen Verkauf das Brandtweinbrennereirecht haben, so müssen sie es durch landesherrliche Concession, durch Verjährung und Besitzstand von 50 Jahren u. s. w. erworben haben.

Braukonstitution von 1714.

Kurmärk. Verordnung v. 10. März 1698.

Nur unter dieser Bedingung könnte dann auch ein Schenk- und Bauergut, Brandtwein zu brennen im Preußischen berechtiget seyn.

Aehnliches gilt c) auch vom Essigbrauen. Nach gemeinen und sächsischen Rechten ist dazu jeder unbedingt berechtiget; nach preußischen aber jeder nur zum Hausgebrauch; zu einer großen Essigbrauerei zum Verkauf auf dem Lande aber würde Concession rc. gehören.

Hase Handbuch des preuß. Cameralwesens Th. III. p. 62.

d) Zu Anlegung einer Stärkenfabrik auf einem Landgute ist überall nicht einmal eine Anzeige an die Behörde nöthig, wenn sie nicht expresse vorgeschrieben ist; denn sonst ist sie merae facultatis *). Dasselbe würde auch von Anlage einer Zukkerfabrik von Runkelrüben gelten.

e) Kalköfen oder Kalkbrennereien, Ziegelhütten und Ziegelbrennereien darf, nach der Meinung Einiger, die sie wohl gar für Regalien halten, schon nach gemeinen deutschen Rechten kein Privatgutsbesitzer ohne landesherrliche Concession anlegen; ob ihm wohl nicht verwehrt seyn möchte, die für seine Gutsgebäude nöthigen Ziegel und Kalk sich selbst zu verfertigen.

*) D. h. es steht jedem frei, ist jedermanns Willkühr überlassen.

Moser von der Landeshoheit in Ansehung der Erde und Wassers, p. 190.

Allein nach der richtigern Meinung ist dies falsch, und ein Gutsherr ist nach gemeinen deutschen Rechten allerdings zu Anlage einer Ziegelei und Kalkbrennerei ohne Weiteres überall berechtiget;

Carpzov Jurispr. forensis. Part. II. Const. 53. Def. 3.

Leiser jus georg. lib. III. cap. 25. §. 12.

so lange bis nicht durch Observanz und Herkommen des Landes, oder durch ein Provinzialgesetz festgesetzt ist, daß zu Anlegung einer Ziegelei und eines Kalkofens Concession vom Landesherrn gesucht werden solle und müsse *).

So ist denn nach preußischen Rechten, d. h. besonders im Magdeburgischen, Halberstädtischen und in Schlesien kein Grundherr zu Betreibung einer Kalkbrennerei an sich berechtiget, sondern muß um landesherrliche Concession dazu ansuchen, und die dafür festgesetzten jura bezahlen.

Ver-

*) Alle dergleichen Gegenstände haben polizeiliche Rücksichten. Würden dieser Anstalten z. B. zu viele, oder am unrechten Orte angelegt, so könnte der Landesherr wohl die Anlage verbieten.

Bergius Neues Cameralmagazin, Band III. p. 247. 48.

Nach chursächsischen Rechten ist diese Sache noch nicht ausgemacht, indem die Landescollegia darüber verschiedener Meinung sind. Von der einen Seite wird nehmlich das Recht zu Anlegung einer Kalk- und Ziegelbrennerei, als eine bloße res merae facultatis den Grundherren zugesprochen;

V. Carpzov. a. a. O.

Horn de regali metallifodinarum jure §. 17.

von der andern Seite aber verlangt: daß zu Anlegung von Ziegelhütten und Kalköfen stets churfürstliche Concession erbeten werden solle, mit Abtrag der dabei vorfallenden Gebühren.

S. noch überhaupt Pestel Diss. de jure circa lateraria, vom Recht der Ziegelbrennereien, Rinteln 1746 4. *).

v. Ludewigs hallischen Anzeigen, Th. II. p. 702.

*) Im Hessenkasselischen muß der, der zum Handel und Verkauf Sand und Thon graben, Ziegel und Kalk brennen, Steine brechen will, einen Muthschein auswirken. Der Grundherr hat aber dazu stets ein Vorzugsrecht vor andern, rc. S. Bergius a. a. O. III. p. 248.

Allemal stehen unstreitig alle Ziegel- und Kalkbrennereien unter der Aufsicht der Polizei, welche darauf zu halten hat, daß sie die Ziegel und den Kalk aufs beste bereitet liefern, den Preis derselben nicht gar zu sehr erhöhen, u. dgl.

Einzelnen Bauerguts besitzern aber möchte das Ziegel- und Kalkbrennen nicht erlaubt seyn, obwohl ihnen die Verfertigung der Luftziegel nicht gewehrt werden könnte. Dorfgemeinden hingegen können wohl durch Concession und Herkommen eine eigne Ziegelei erlangt haben.

f) Kohlenbrennereien, Theer-, Pech- und Potaschsiedereien *) anzulegen, ist ein jeder Waldeigenthümer nach gemeinen deutschen Rechten kraft seines Waldeigenthums allerdings wohl berechtiget;

S. meine Diss. de suprema principis in silvas inspectione legibus patriis illustrata, Lipsiae 1796. 4. §. 17.

allein, da heutzutage der Holzmangel uns zu sehr drückt, so ist in den meisten Ländern dies Recht beschränkt worden; und nach preußischen und chursächsischen Rechten wird daher allerdings zu Anlage neuer Kohlenöfen, Potasch-, Theer-

*) Daß manche die Potasche für zum Regal, besonders zum Salzregal gehörig, halten, ist ganz falsch.

und Pechhütten landesherrliche Concession von den Rittergütern zu suchen seyn.

Fischer Cameralrecht Th. II. p. 801. Oec. forensis. Th. VII. p. 404.

Georg. Institut. jur. forest. Germanorum §. CIII.

Bergius a. a. O. IV. p. 350.

Auch sind die, welche dieselben schon besitzen, zu Beobachtung der zur Schonung des Holzes darüber gegebenen Forstgesetze verpflichtet *): z. B. vorzüglich, daß nur krankhafte, schlechte, krüppelichte Bäume dazu genommen werden sollen, und zum Theerschwälen besonders solche, die bald geschlagen werden sollen rc.

g) Noch mehr gilt dies von Glashütten, Eisenhämmern, Hammerwerken, Seifwerken und andern Bergfabriken; die also niemand ohne landesherrliche Concession in seinem Walde, oder sonst anlegen darf: theils weil alle Metalle Regalien in der Regel sind, theils auch

*) In Sachsen muß alles Kohlenbrennen von vereideten Kohlenbrennern geschehen; und in der Lausitz sollen nicht mehr Kohlen gebrannt werden, als das Land braucht. S. Forst- und Holzpatent vom 20sten Aug. 1767 Cap. IV. §. 17.

besonders darum, weil sie so außerordentlich viel Holz kosten *).

Vergl. Sperl Ph. de savris fabricis metallicis, speciatim ferrariis vulgo Eisenhammern, ad tit. Cod. de fabricensibus. Ulm 1743. 4. 4 gr.

b) Salz-, Alaun- und Salpetergräbereien und Siedereien sind zwar noch nicht ausgemacht nach gemeinen deutschen Rechten den landesherrlichen Regalien zugehörig **), wohl aber fast nach allen Provinzialgesetzen, und besonders auch nach den Preußischen ***) und Chursächsischen.

*) In dem Preußischen ist zwar das Eisen nicht Regal; allein die Anlegung eines Eisenhammers erfordert doch königliche Concession. S. Bergius Neues Cameralmagazin, Th. II. p. 205.

Nach gemeinen deutschen Rechten ist überhaupt das Sumpferz, der Sumpfeisenstein, weil er unter der Dammerde meist gleich liegt, kein Regal: in Sachsen aber ist alles Eisen Regal. Struben, Th. II. p. 689.

**) Berg Handbuch des deutschen Polizeirechts Th. III. p. 408.

***) Ein Alaunwerk muß im Preußischen, wie jedes andere Bergwerk, gemuthet werden, da die Alaun zu den Regalien gerechnet wird. S. Bergius Neues Cameralmagazin, Bd. I. p. 157. Eben so in Chursachsen.

Moser a. a. O. p. 192. 93.

Runde deutsches Privatrecht, §. 165.

Römer chursächsisches Staatsrecht, Th. II. p. 683 — 90.

i) Oelmühlen, Grütz- und Graupenmühlen auf seinem Gute anzulegen, ist durchaus keinem Gutsbesitzer verwehrt: ja im Preußischen sind sogar die Landleute aufgefordert worden, sich mehr auf die Verfertigung der Grütze und Graupe zu legen: und auch die Vermehrung der Oelmühlen hat man empfohlen.

Kabinetsordre vom 19. April 1782.

Wegen der Mahlmühlen aber habe ich schon erinnert, daß wir ihrer hier nicht weiter zu erwähnen haben; doch siehe von ihrer Anlegung meine Abh. von Rittergütern, p. 256 — 61. und im ökon. Sammler St. III. p. 112. f.

k) Alle eigentliche Fabriken und Manufakturen andrer Art, welche landwirthschaftliche Produkte verarbeiten, als Leinewand-, Tuch-, Tabacksfabriken, u. dgl. gehören gar nicht aufs Land, oder dürfen doch nie ohne landesherrliche Concession angelegt werden.

B. Im Betreff der keineswegs technischen, sondern nur ganz einfachen Nebengewerbe der Gewinnung der ökono-

mischen Mineralien gelten folgende Sätze:

a) Steinbrüche aller Art, es sey von Marmor, Alabaster, Gyps, Kalkstein, Kreide, Sandstein, Bruchstein, Feldspath *), u. s. w. sind nach gemeinen deutschen Rechten kein Regal, sondern jeder Besitzer des Grundstücks, wo sie sich finden, kann sie benutzen und bearbeiten, wie er will; er sey ein Ritterguts- oder Bauergutsbesitzer **).

*) Doch an diesem hat in Sachsen der Churfürst den Verkauf, weil er zur Porcellainfabrik nöthig ist. S. Köhler chursächs. Bergrecht p. 131. Und bei den Serpentinsteinbrüchen ist in Sachsen noch zu bemerken: daß sie alle den Zöblitzer Serpentinsteindrechslern, zu 12 Ellen ins □ einem jeden, gegen ½ Gulden Zins an die Gemeinde, auf deren Grund und Boden sich ein Bruch findet, vermessen, und dem Churfürsten nur die Regalstücken, d. h. der gelbe und rothe Serpentinstein vorbehalten werden.

Im Preußischen aber sind Serpentin und Feldspath völlig Regal.

**) Moser a. a. O. p. 186 — 88 sagt zwar: „große Steinbrüche, die sich in langen Gebürgsstrecken hinzögen, und besonders Marmorbrüche seyen Regalien, jedoch die Fürsten müßten die Privatbesitzer des Grundes und Bodens, worauf sie sich finden, entschädigen: allein, das ist falsch; wären sie Regal, so brauchten

Struben, ob alle Steinbrüche und Kohlenbergwerke dem Landesherrn zukommen? in seinen rechtlichen Bedenken, Band II. S. 57.

Dies gilt denn besonders auch (nur mit den in vorhergehender Note ** angegebenen Ausnahmen des Serpentins und Feldspaths) nach preußischen und chursächsischen Gesetzen; so daß keine landesherrliche Concession, sondern bloß Eigenthumsrecht des Grundes und Bodens, wo die Steinbrüche liegen, dazu erforderlich ist, sie zu bebauen.

S. Borowsky Abriß des preuß. Cameralw. Th. II. p. 306.

Römers chursächsisches Staatsrecht, Th. II. p. 691.

b) Thon-, Lehm-, Mergel-, Walkenerde-, Farbenerden-, Sand- und andre

die Fürsten dies nicht. Leiser in seinem jure georg. lib. III. cap. 25. §. 2. scheint auch noch zu zweifeln, ob die Steinbrüche Regalien seyn? Indeß die angenommene Meinung bleibt die: daß sie es nicht seyen, bis sie dazu erklärt sind durch Provinzialgesetze, wie wohl hie und da geschehen. V. Hofmann Diss. de regali marmoris jure. Tubing. 1757. 4., und desselben florum sparsio in jus marmoris regale. Tub. 1758.

dgl. Erdgruben sind ebenfalls nicht Regalien, sondern können von jedem Grundstücksbesitzer nach gemeinen deutschen, preußischen und sächsischen Rechten benutzt werden.

Die Porcellainerde aber ist zwar nicht nach gemeinem Rechte, aber nach Provinzialrechte meistentheils landesherrliches Regal; so auch im Preußischen. In Sachsen scheint nun zwar die weiße Erde, wie man sie da nennt, nicht eigentlich Regal zu seyn; allein der Churfürst hat doch den Vorkauf davon, und sie darf auch nie außer Landes verkauft werden.

Römer a. a. O. Th. II. p. 759.

c) Torfgräbereien sind in der Regel nach gemeinen deutschen Rechten nicht Regal, sondern können von jedem Besitzer jedes Grundstücks, wo sie sich befinden, ohne Weiteres benutzt werden.

Moser a. a. O. p. 192. 93.

Kapf. S. d. rechtliche Untersuchung, ob der Torf zu den Regalien gehöre? Tübing. 1769. 8. 3 gr.

Pütter, ob der Torf zu den Regalien gehöre? in Beckmanns Beiträgen zur Oekonomie und Technologie ꝛc. Th. XI. No. III.

Koch Diss. de jure fodiendi turfam lutosam inter regalia principis haud referendo, Lipsiae 1802. 8.

So ist es ebenfalls nach preußischen Rechten. S. Borowsky a. a. O. und nach Chursächsischen, Römer a. a. O.

d) Dasselbe gilt von bituminöser Holzerde (Mollm), Braun- und Steinkohlen nach gemeinen deutschen Rechten, so lange bis ein Provinzialgesetz sie für Regalien erklärt.

V. Leiser jus georg. lib. III. cap. 25. §. 7.
Müller Promtuarium juris novum voce Carbones fossiles.
Struben rechtliche Bedenken, Th. II. p. 289.
Runde deutsches Privatrecht, §. 163.

Nach Preußischen Gesetzen aber gehören Braun- und Steinkohlen allerdings zu den Regalien, und also nicht dem Grundstücksbesitzer, sondern dem Könige zu.

Preußisches Landrecht, Th. II. tit. 16. §. 69. f.

Ein Grundstücksbesitzer kann das auf seinem Gute befindlichen Stein- und Braunkohlenlager also nicht anders bebauen und benutzen, als mit königlicher Concession.

Nach Chursächsischen Rechten unterschei-

det man überhaupt: ob Mineralien nicht anders als durch einen förmlichen kunstmäßigen Bergbau, mittelst abgesunkener Schächte und getriebener Stollen zu Tage ausgebracht werden können, zu deren Entdeckung und Benutzung also bergmännische Kenntniß gehört? oder ob sie gleich unter der Dammerde liegen, und ohne bergmännische Kenntniß entdeckt und herausgebracht werden können? Erstere allein rechnet man den landesherrlichen Regalien zu; letztere nicht, sondern diese können von jedem Besitzer des Grundstücks, wo sie sich finden, benutzt werden. Da nun Mollm, bituminöse Erde und Braunkohlen in der Regel zu diesen letztern gehören, so sind sie kein Regal; und eben so sind es auch die Steinkohlenlager nicht, wenn sie ohne kunstmäßigen Bergbau bebaut werden können.

S. Responsum Scab. dips. an die H. St. der G. M. M. H. April 1801, in Koch Diss. p. 49.

Wenn und in so fern aber Steinkohlen, wie sich wohl findet, nicht ohne Bergbaukenntniß entdeckt, und nicht ohne kunstmäßigen Bergbau herausgebracht werden können, so sind sie auch nach chursächsischen Rechten allerdings Regal, und gehören eigentlich dem Churfürsten zu, sie mögen sich finden, wo sie wollen.

Römer chursächsisches Staatsrecht, Th. II. p. 691.

Dornfeld Diss. de juribus circa lithantraces, vom Recht der Steinkohlen. Jenae 1742. 4. §. 14.

Mandat, wegen der Entdeckung der Steinkohlen, vom 19. August 1743 steht in der Continuat. des Cod. Aug. Tom. I. p. 1379 — 82.

Allein, da nach Chursächsischen Rechten der Bergbau zwar frei erklärt, d. h. jedem erlaubt worden ist, gegen darauf erlangte Muthung, und unter der Bedingung, dem Landesherrn den Vorkauf zu lassen, und die gewöhnlichen Bergabgaben, als Zehendten u. dgl. davon zu leisten, Bergbau zu betreiben: so kann jeder Grundherr des Grundstücks, wo dergleichen Steinkohlenlager sich finden, die Erlaubniß, dasselbe bergkunstmäßig zu bebauen, erlangen. Und zwar braucht er nicht einmal eigentlich darauf beim Oberbergamte zu muthen, sondern hat nur vom geheimen Finanzcollegio Concession deshalb zu suchen; und es ist sogar solcher Steinkohlenbau von den gewöhnlichen Bergabgaben, als Zehendten, Quatember und Fristgeldern u. dgl. völlig freigesprochen *),

*) Das Vorkaufsrecht aber hat der Churfürst stets davon.

und giebt meist nur einen gewissen Zins. Uebrigens steht er aber, wie andrer Bergbau, unter dem churfürstlichen Bergamte und Berggesetzen.

Mandat von 1743, im Cont. Cod. Aug. p. 1379.

Wenn aber der Grundherr das Aufsuchen der Steinkohlen auf seinem Grund und Boden versäumt, so kann auch ein Fremder eine Concession zu Betreibung des Steinkohlenbaues daselbst vom geheimen Finanzcollegio erhalten; und dieser ist aldann dem Grundherrn weiter nichts, als eine billigmäßige Abfindung, oder statt deren einen bestimmten Antheil am Werke, und dem Churfürsten nur einen jährlichen Canon schuldig. — Ein klarer Beweis, daß eigentlich allerdings diese Steinkohlenlager zu den Regalien gerechnet werden *).

*) Doch heißt es im Preuß. Landrecht, einmal Th. II. tit. 16. §. 78. „Sollte jemand Fossilien, die keine Regalien sind, gänzlich unbenutzt lassen; so kann er angehalten werden, sein Recht entweder dem Staate selbst, oder andern Baulustigen gegen billige Abfindung zu überlassen. Es muß aber ausgemittelt seyn, daß dadurch der, dem Staate selbst oder andern Bürgern desselben zu verschaffende Vortheil, die Unbequemlichkeit, oder den Nachtheil, welchen der Eigenthümer durch diese Einschränkung seines Eigenthums erleidet, beträchtlich überwiegen.“

e) Alle andre unterirdischen Fossilien aber, die in Gängen und Flötzen streichen, und die nur durch einen künstlichen, wirklichen Bergbau gewonnen werden können, als besonders die Metalle oder Erzte sind, in ganz Deutschland (das Eisen hie und da ausgenommen, siehe p. 20.) zum landesherrlichen Bergregal gehörig, und sie dürfen daher, so wie auch alle andere Mineralien, die durch Provinzialgesetze wegen ihrer Seltenheit oder besonders hohen Werths für Regalien erklärt worden sind, nicht vom Eigenthümer des Grundes und Bodens, wo sie sich finden, kraft seines Eigenthums, sondern nur von dem aufgesucht, bebaut und benutzt werden, welcher von dem Landesherrn das Recht dazu, entweder durch specielle Verleihung und Belehnung *), oder durch Muthung (wo der Bergbau für frei erklärt ist) erlangt hat; er sey nun der Eigenthümer des Grundes und Bodens selbst oder ein Fremder; in welchem letztern Falle jedoch dem Eigenthümer des Bodens eine billige Entschädigung gegeben werden muß. Die Betreibung dieses Bergbaues darf aber, wie schon einmal erinnert worden, nur

*) Nur durch diese kann man auch Salzquellen auf seinem Grund und Boden benutzen, wenn sie auch Regalien sind.

unter Leitung und Aufsicht der landesherrlichen Bergcollegien, von landesherrlichen Bergbedienten, nach den Landesbergesetzen, und nur unter den bestimmten Verbindlichkeiten, als des reservirten Vorkaufs, und auch wohl wohlfeilern Verkaufs der Produkte an den Landesherrn und der Abtragung der Bergwerksabgaben an denselben, als des Zehendten, Quatembergeldes, Lade- und Wagegeldes, Schlägeschatzes u. dgl. geschehen: welches alles aber zum Bergrecht gehört. So könnte dann ein Landgutsbesitzer auch eigentlichen Bergbau auf seinem Landgut haben und treiben; und es finden sich dergleichen Beispiele bei großen Herrschaften und Aemtern mehrere.

S. z. B. Römer a. a. O. Th. II. p. 704.

Sie haben alsdann auch alle die mannichfaltigen Privilegien und Befreiungen oder Immunitäten zu genießen, die nach der Verfassung eines jeden Landes den Bergbautreibenden bewilliget sind, als z. B. Zoll-, Accise- und Geleitsfreiheit für die Bedürfnisse des Bergbaues, Einquartirungsfreiheit, Befreiung von andern öffentlichen Lasten, als vom Servis im Preußischen, u. dgl. m.

II. Wir kommen nun zur zweiten Untersuchung, oder zur Erörterung der Frage:

Welches sind die Grundsätze, Normen und Kriterien, nach welchen zu beurtheilen und zu bestimmen ist, ob und in wie fern die Betreibung solcher Nebengeschäfte- und Gewerbe der Landwirthschaft wahren Vortheil gewähren, oder ob und wie fern sie derselben auch nachtheilig werden können?

Wir wollen demnach zu Beantwortung dieser Frage folgende allgemeine Sätze aufstellen, nach welchen, unsrer Meinung nach, der Vortheil dieser Nebengewerbe im Allgemeinen zu beurtheilen seyn möchte:

1) Das landwirthschaftliche Nebengewerbe, welches wahren Vortheil der übrigen Wirthschaft gewähren soll, muß landwirthschaftliche Produkte selbst, die der Landwirth selbst zum größten Theil erzeugt, verarbeiten und veredeln. Sollte der Landwirth die ganze Materie dazu erst selbst kaufen müssen, so würde dies in vieler Hinsicht nachtheilig und lästig seyn; weil theils die Besorgung des Ankaufs ihm zuviel Zeit und Sorge kosten, theils weil die erkaufte Materie ihm auf jeden Fall theurer zu stehen kommen würde, als

die selbst erzeugte, theils endlich, weil er leicht einmal in Gefahr kommen könnte, Mangel an Materie zu leiden, und also sein Nebengewerbe ins Stocken gerathen zu sehen; welches nie ohne Schaden abgeht.

2) Da hieraus die nothwendige Regel für den Landwirth entsteht, in der Wahl der Produkte, die er erzeugen will, denjenigen den Vorzug zu geben, die er für seine Nebengewerbe als Materie nöthig hat *), so muß dies Nebengewerbe

*) Ich weiß wohl, daß Bierbrauereien mehr Gerste verbrauen, Brennereien mehr Rokken verbrennen u. s. w. als die Wirthschaften, zu den sie gehören, selbst erzeugen; allein alle Gerste, allen Rokken für sie zu kaufen, würde ich doch nicht rathsam finden; aus den oben angegebenen Gründen, wozu noch gerechnet werden kann: daß der Landwirth die Materie immer in weit besserer Qualität hat, wenn er sie selbst erzeugt, als wenn er sie kauft, und daß er die Kosten des Herbeifahrens der gekauften Materie, und des Wegschaffens der an ihrer Statt erbauten und zu verkaufenden andern Dinge erspart. — Allein seine Brauerei und Brennerei nur auf selbst erzeugtes Getreide deshalb einschränken zu wollen, finde ich eben so wenig rathsam, weil die Veredlung an sich, und also auch die des erkauften Getreides einen Vortheil in der Regel giebt; der nur geringer bei letztern ist, als beim selbst gewonnenen.

gewerbe offenbar so einträglich und vortheilhaft seyn, daß der reine Ertrag desselben jeden andern Ertrag, der von dem Theile des Bodens, welcher zur Erzeugung jener Produkte angewendet wird, erhalten werden könnte, wenn er mit einer andern Frucht besäet, auf eine andre Art benutzt würde, im Durchschnitt gewiß übersteigt; siehe auch Nro. 12.

3) Das Nebengewerbe, welches landwirthschaftliche Produkte verarbeitet, muß auf jeden Fall einen solchen reinen Ertrag gewähren, daß dieselben, wenn sie als Waaren nun verkauft werden, mit mehrerm Vortheil zu verschleifen, zu einem höhern Preis anzubringen sind, als beim rohen Verkauf. Hierbei muß nur ja auch theils auf die Nebennutzungen, und den indirekten, nützlichen Einfluß, die und den das Geschäft gewährt (wie z. B. die Vermehrung des Düngers durch die Mastung bei der Bierbrauerei und Brandtweinbrennerei) wohl gesehen, theils müssen die Ausgaben, der Aufwand, den die Veredlung macht, oder veranlaßt, in Rücksicht des Arbeitslohns, der Reparatur- und Unterhaltungskosten des dazu gehörigen In-

ventariums an Gebäuden, Vieh, Schiff und Geschirr und Geräthschaften, dann der Zinsen des dazu erforderlichen Kapitals, u. s. w. wohl und genau berechnet werden.

4) Vorzüglich vortheilhaft sind solche Nebengewerbe, die diejenigen landwirthschaftlichen Erzeugnisse verarbeiten, welche im rohen Zustand gar nicht, oder nur zu gewissen Zeiten vortheilhaft abgesetzt werden können, (wie z. B. Lehm u. dgl.) dagegen aber veredelt und verarbeitet, steten und vortheilhaften Absatz finden: oder auch, wo die dadurch verfertigten Waaren sich länger ohne Schaden erhalten lassen, als die rohen Produkte, die man doch, wenn man sie vortheilhaft roh verkaufen wollte, lange aufzubewahren, sich gezwungen sehen würde: wie dies z. B. beim Oele und dem rohen Rübsaamen der Fall ist.

5) Sehr empfehlungswerth sind ferner besonders die Nebengewerbe, die außer der Hauptnutzung noch eine Nebennutzung geben, die für die Wirthschaft sehr vortheilhaft ist.

6) Die Waaren, welche das Neben-

gewerbe aus den Produkten bearbeitet, müssen überhaupt, und an sich einen beständigen, nicht von zufälligen Umständen abhängigen Absatz haben können: und wo möglich muß der Absatz von der Art seyn, daß der Landwirth nicht selbst dieselben zum Verkauf auf einen Markt zu bringen nöthig hat, sondern daß sie vielmehr bei ihm selbst von den Abkäufern gesucht, und abgeholt werden.

7) Besonders vortheilhaft sind auch diejenigen Nebengewerbe, die den Landwirth mit seinen eignen Wirthschaftsbedürfnissen versorgen, die er sonst kaufen müßte: wo er denn den großen Vortheil hat;

a) daß er sie immer, und im Vorrath haben kann, wenn er sie braucht;

b) daß er vom zufälligen Steigen der Preise nicht abhängig ist;

c) daß er sie in guter Qualität hat;

d) daß er sie nicht aus einem andern Orte erst herzuschaffen braucht.

8) Die Veredlung und Verarbeitung der landwirthschaftlichen Produkte darf nicht zu sehr zusammengesetzt, nicht zu

schwierig und künstlich seyn, nicht zu viel Maschinenwerk und nicht zu viel Leute erfordern; sondern der gemeine Arbeiter muß bald dazu abgerichtet und wohl gebraucht werden können: auch dürfen nicht zu viele und große, kostbare Gebäude dazu gehören, deren Unterhaltung sehr kostspielig ist.

9) Das Nebengewerbe muß den Landwirth nicht gar zu sehr zum Kaufmann machen; weder in Rücksicht der Spekulation, in welche die Handelskonjunkturen in Bezug des Absatzes ihn verwickeln könnten, noch in Rücksicht des Risiko's, welches dasselbe dem Landwirth zuzöge; noch in Rücksicht des leichten Verderbens der verfertigten Waaren, des langen Lagerhaltens derselben; des kaufmännischen Creditirens an die Abkäufer, u. dgl.: noch endlich in Rücksicht des Kapitals, welches die Anlage und Unterhaltung des Werks, und das dabei nöthige Kassehalten erfordert.

10) Es muß weder dem Landwirth noch seinen eigentlichen landwirthschaftlichen Bedienten gar zu viele, anderswo nöthige Zeitkosten, ihn und sie nicht nöthigen

und veranlassen, der Verwaltung, Leitung und Aufsichtsführung der eigentlichen Landwirthschaft oder, bei letztern, der Verrichtung der Landbaugeschäfte selbst die nöthige Zeit zu entziehen; welches den Landwirth ohnfehlbar in derselben zurücksetzen, und ihm also sehr nachtheilig seyn würde. Das Rechnungs- und Bücherwesen, die Correspondenz, die dazu gehören, dürfen daher nicht zu weitläuftig und zeitkostend seyn.

11) Sehr gut ist es deshalb, wenn die Betreibung, wenigstens die lebhafteste Betreibung des Nebengeschäfts in die Zeit des Winters fällt, wo der Landwirth und seine Leute mehr Zeit und Muße haben, die ihnen die jetzige Ruhe in der eigentlichen Wirthschaft vergönnt: wo sie dann durch jene auch noch nützlich und gut beschäftiget werden: — oder wenn sie wenigstens allein, oder doch zum Theil solche Leute beschäftiget, die sonst nicht gebraucht werden, als überflüssige Arbeiter, Weiber, Kinder, u. dgl.

12) Niemals darf das Nebengewerbe irgend einem einzelnen wesentlichen, nothwendigen Zweig der Landwirthschaft hinderlich und nachtheilig seyn, ihn stören, oder gar aufheben, weil daraus

fürs Ganze der Wirthschaft ohnfehlbarer Schaden entstehen würde; ohne den nehmlich das Verhältniß der Theile zum Ganzen niemals gestört werden kann *).

III. Welches sind nun, nach diesen Grundsätzen geprüft, die vortheilhaftesten Nebengewerbe der Landwirthschaft und in welchem Verhältniß müssen sie zu derselben stehen?

Dies ist die dritte und letzte Frage, die wir noch kürzlich zu untersuchen und zu beantworten haben.

1) Bierbrauerei, Brandtweinbrennerei und Stärkefabrik werden in jeder Rücksicht jeder Wirthschaft sehr vortheilhaft seyn, und die Anlage und Einrichtung derselben ist jedem Rittergutsbesitzer und Domainenbeamten, in wiefern nur beide dazu berechtiget seyn mögen, zu empfehlen, vorzüglich aber ist die eifrigste und sorgfältigste Betreibung derselben, sobald die An-

*) Z. B. wenn ein Landwirth wegen einer Oelmühle, die er besitzt, lauter Rübsen und Raps im Winterfelde bauen wollte, so würde er bald zum größten Schaden der Wirthschaft, Mangel an Stroh zur Fütterung und besonders zur Einstreu leiden, und die Felder auch für den Getreidebau aussaugen.

stalten dazu auf den Gütern schon vorhanden sind, oder wo das Gut wohl gar Zwanggerechtigkeit für sein Brauereirecht u. s. w. hat, durchaus anzurathen: wenn nur anders deren in einer Gegend nicht zu viele werden, und nicht eine der andern den Absatz mindert. Denn a) wird das Getreide durch diese Veredlung unstreitig weit höher genutzt, als durch den rohen Verkauf, und wenn auch natürlich der Profit mit der Steigerung der Getreidepreise, die keineswegs sogleich und in eben dem Grade auch die Bier- und Brandtweintaxe u. s. w. steigen macht, abnimmt, so wird doch stets etwas dabei noch gegen den rohen Verkauf gewonnen werden: wenigstens doch 16 Gr. an dem Dresdner Scheffel; bei niedrigen und mittlern Getreidepreisen aber wohl 1 Rthlr. 8 — 12 Gr. und darüber *):

*) Vergl. die praktische Tabelle hierüber in den ökonom. Nachrichten, Th. VI. p. 145. Der Verfasser rechnet beim Brandtwein vom Dresdner Scheffel (roh zu 1 Rthlr. 12 Gr. gerechnet) 2 Rthlr. 6 Gr. $3\frac{2}{3}$ Pf. Profit, beim Weißbierbrauen vom Weitzen (à 2 Rthlr. roh) 1 Rthlr. 7 Gr. $9\frac{1}{3}$ Pf. beim Stärkemachen rechnet Eckhart in der Experim. Oekon. p. 552. circa 1 Rthlr. 12 Gr. beim Bierbrauen von der Gerste (à 1 Rthlr. roh) 1 Rthlr. 9 Gr. $4\frac{1}{3}$ Pf. Auf diese

und wenn man den Profit im Ganzen und mit Rücksicht auf die Nebennutzungen von den Abgängen der Bierbrauerei, Brandtweinbrennerei und Stärkenfabrik berechnet, so ist er stets noch ansehnlicher. Und sollte auch bei ungemein hohen Getreidepreisen, der Profit der Veredlung gegen den rohen Verkauf noch geringer seyn, als wir eben gesagt haben, so dauert dies doch nicht lange, da so hohe Preise niemals lange stehen bleiben; man kann dann etwan den Vertrieb etwas einschränken, weniger Getreide zukaufen: aber nie darf man sich erlauben, die Waaren nun schlechter zu liefern, um sich daran zu erholen. Denn das verscheucht ohnfehlbar die Kunden, die nicht immer gleich wieder zu haben sind.

b) Die Mastung des Viehes, die von den Abgängen dieser Fabrikationen angestellt werden kann, ist für die Wirthschaft eine äußerst wichtige Nebennutzung dieser Gewerbe; theils weil sich das eigne Merz- oder Prakvieh dabei besser anbringen und nutzen läßt, als beim rohen Ver-

niedrigen Preise wird nun freilich wohl das Getreide nicht wieder kommen, allein dafür sind auch Bier, Brandtwein und Stärke weit theurer als ehemals, und der Profit also vom Scheffel stets itzt weit größer, als der Verfasser der Tabelle damals berechnet hat.

kauf, theils aber weil die Vermehrung des Düngers durch das aufgestellte Mastvieh höchst beträchtlich und ansehnlich ist.

c) Die Veredlung und Bearbeitung der Produkte selbst ist einfach; man braucht nur einen Kunstverständigen dazu, einen Brauer, Brandtweinbrenner oder Stärkemacher, der die Sache dirigirt, und die Hauptarbeit verrichtet; und man hat nur dafür zu sorgen, daß man an einem solchen Manne immer einen klugen, seines Fachs verständigen, redlichen Mann bekomme, und nicht zu oft mit dergleichen Leuten abwechsele.

d) Bier, Brandtwein und Stärke, und das dabei aufgestellte Mastvieh finden leicht Absatz; vorzüglich wenn das Gut in der Nähe von belebten Straßen, von Städten u. dgl. liegt. Oft haben auch die brauberechtigten Güter, wie schon erinnert worden, Zwanggäste für ihr Bier. — Man holt häufig selbst diese Dinge von den Gütern weg, wie z. B. Mastvieh, Brandtwein, Stärke: und wenn auch zu Verführung des Bieres auf dem Gute besonderes Gespann gehalten werden muß, so verlohnt sich doch dies hinlänglich.

Was den Absatz des Mastviehes anlangt, so suche man ihn bei Fleischern zu erhalten, die be-

ständige Kunden bleiben, und verkaufe es nicht leicht stückweise, sondern in größrer Anzahl auf einmal.

So suche man auch die Stärke und den Brandtwein an beständige Kunden immer abzusetzen, die man einmal als gute, redliche und wohlhabende Leute kennt.

e) Nur sorge man ja stets dafür, daß die Waaren immer in der besten Qualität geliefert werden, weil nur dies allein einen festen, beständigen Absatz gewähren und erhalten kann, worauf es so sehr hier ankömmt.

f) Ist eine solche Fabrikanstalt im Schwunge, so versteht sich von selbst, was wir auch oben schon sagten, daß man sie nicht bloß auf das selbst erzeugte Getreide einschränken, sondern auch fremdes Getreide zukaufen müsse, soviel der vortheilhafte Absatz des Bieres, Brandtweins und der Stärke verlangt und zuläßt.

g) Eine Hauptsache bei Bierbrauereien und Brandtweinbrennereien ist immer die Sorge, das dazu nöthige Feuermaterial gewiß, und um guten Preis zu haben. Güter, die selbst Holz genug, oder Torf u. s. w. haben, sind da sehr vortheilhaft daran.

b) Dieselben widersprechen auch sonst keiner der zwölf oben angegebenen Regeln.

2) Eine Zuckerfabrik, wo der Zucker aus Runkelrüben bereitet wird, sollte, meines Erachtens, doch auch große Vortheile gewähren, wenn man allein nur Syrup und Farin, nicht aber feinen Zucker bereitete: da man nicht nur eine Rumbrennerei, sondern auch eine Schweinemastung von den Abgängen, und eine Viehfütterung von den Blättern damit verbinden kann. Die Fabrikation ist völlig einfach genug, um sich zu einem landwirthschaftlichen Nebengewerbe zu schikken: und wenn man es bloß dazu macht, so ist es ohne Zweifel sehr vortheilhaft.

Vergl. Achards Abh. hierüber, im Berliner Intelligenzblatt, 1804. November.

3) Eben so sind auch Ziegel- und Kalkbrennereien, Kohlenbrennereien, Theer-, Pech- und Potaschsiedereien der Landwirthschaft keineswegs nachtheilig, und daher allerdings, wo Gelegenheit zu ihnen, und vorzüglich Absatz für sie zu haben ist, der denn nicht leicht fehlen wird, jedem Landwirthe zu empfehlen. Sie widersprechen keiner der angegebenen zwölf Regeln; und was die eigentliche Nutzung und den reinen Ertrag derselben anlangt, so ist

es, ohne daß wir uns deshalb in weitläuftige Berechnungen darüber einzulassen brauchen, keinem Zweifel unterworfen, daß a) Lehm und Kalk roh gar nicht, oder nur mit geringem Vortheil abgesetzt werden können; b) daß das Holz, zu Kohlen und Potasche benutzt, theurer angebracht wird, als beim Verkauf des bloßen Holzes *); daß Theer und Pech sehr wichtige Forstnebennutzungen sind u. s. w. Nur ist noch zu bemerken: a) Man sehe wohl zu, ob man das zu den Ziegeleien und Kalköfen benöthigte Feuermaterial entweder selbst habe, es sey nun an Holz oder

*) Von jedem 1000 Stück Ziegel, das gebrannt wird, rechnet man 5 — 6 — 8 und mehr Rthlr. Profit, je nachdem nun der Absatz an Ziegeln groß oder gering, deren Preis hoch oder niedrig ist. Nach den Preuß. Cameralsätzen schon für die Pachtanschläge, wird eine Ruthe Kalksteine, im Kalkofen gebrannt, zu 15 — 20 Rthlr. Profit: ein Theerofen, wozu acht vierspännige Fuder Kien, und vier dergleichen Fuder Schwölenholz zu jedem Brande erfordert werden, von einem solchen Brande zu 12 Rthlr. Profit: eine Potaschhütte, die 20 Centner Potasche liefert, zu 100 Rthlr. reinen Ertrag: ein Meiler Kohlen, zu 10 Klaftern, à ¾ Ellen Länge, zu 9 Rthlr. reinen Nutzen angeschlagen. S. Borowsky Abriß des preuß. Finanzwesens, Th. I. p. 23. Man kann aber ohne Frage weit mehr Profit annehmen.

anderm Material? oder ob man es sich doch wenigstens irgend woher verschaffen könne? vielleicht zu Wasser oder so. Durch die Erfindung, bei Ziegeleien und Kalköfen Torf, Braun- und Steinkohlen zu gebrauchen, haben diese Gewerbe unstreitig sehr gewonnen; denn allerdings fing es hie und da an, an Holz für sie zu mangeln, wodurch der Profit auf jeden Fall geschmälert wurde.

b) Die erwähnten forstlichen Nebengewerbe lassen sich, wie sich von selbst versteht, nur da benützen, wo es an Holz in der Gegend nicht fehlt, sondern daran Ueberfluß ist: und man muß ja forsthaushaltig sie betreiben.

c) Man suche sich einen festen Absatz seiner Kohlen, Peches u. s. w. zu verschaffen. Die Nachbarschaft von Fabriken oder Städten, wo viel dergleichen gebraucht wird, die Nähe von Flüssen oder Gewässern, worauf der Transport mit Vortheil geschehen kann, sind daher besonders vortheilhaft für dergleichen Anstalten.

4) Oel-, Grütz- und Graupenmühlen sind ebenfalls sehr vortheilhaft. Man kann von jedem Dresdner Scheffel Gerste oder Weitzen, der zu Graupen gemacht wird, 1 Rthlr. 6—8 Gr. Profit annehmen, (Oekon. Nachr. Th. VI. p. 125.)

vom Scheffel Hafer zu Grütze gemacht, aber 16—20 Gr. (Oecon. Nachr. Th. VI. p. 142.) vom Buchweitzen aber 1 Rthlr. Beim Schlagen des Rübsens zu Oel, profitirt man wenigstens ¼ des Preises, den der Rübsen hat. Nur muß man dann gute Keller haben, und das Oel nicht gar zu lange aufbewahren müssen, weil es leicht verdirbt, und oft und viel nachgefüllt werden muß. Am besten ist, man läßt alle Wochen einmal schlagen. Die Oelkuchen zur Viehfütterung profitirt man oben ein: und das ist wichtig genug.

Vergl. Leipziger Intelligenzblatt, 1796. Nro. 235.

Am vortheilhaftesten sind dergleichen Mühlen, wenn man sie zugleich mit an andern größern Mühlen anbringen kann.

5) Hingegen Glashütten, Eisenhütten oder Hämmer, Seifwerke, Tuchfabriken, Leinewand- und Tabacksfabriken sind keineswegs für die eigentliche Landwirthschaft vortheilhafte Nebengewerbe, weil sie gar zu große Kosten in der ersten Anlage verursachen, dem Landwirthe zu viele Zeit kosten, ihn zu sehr zum Fabrikanten und Kaufmann machen, da sie zu sehr zusammengesetzt sind, besondere Kenntnisse und besondere Arbeiter, viele Gebäude u. dgl.

verlangen. Zu einer neuen Anlage dieser Art, ist daher einem Rittergutsbesitzer nicht zu rathen. Wo aber doch einmal bei einem Rittergute dergleichen Dinge schon sind, da ist es am besten: man verpachtet dieselben, oder trennt sie wenigstens ganz und gar von der eigentlichen Wirthschaft; setzt ihnen einen eignen Faktor vor, welcher nur Rechnung an den Gutsherren ablegt *).

Am ersten ließe sich noch ein Eisenhammer neu anlegen, wenn sich guter Eisenstein auf dem Gute fände, und derselbe nicht Regal ist, auch es am wohlfeilen Holze in der Gegend gar nicht gebräche: aber auch eine solche neue Anlage müßte, besonders, wenn sie beträchtlich wäre, von der eigentlichen Landwirthschaft getrennt und einem eignen Faktor übergeben werden. Unter dieser Bedingung kann sie die Gutsrevenüen sehr ansehnlich vermehren **).

*) Es wäre unklug, wenn Rittergutsbesitzer, die z. B. dergleichen Eisenhammer besitzen, und gewöhnlich mit großen Vortheilen besitzen, (z. B. daß ihnen, nach alten Kontrakten mit der Kammer, das Holz die Klafter, wie mir bei einigen im Erzgebürge bekannt ist, für 4 oder 6 Gr. abgelassen werden muß) dieselben liegen lassen und diese Vortheile nicht benutzen wollten.

**) Zwei treffliche neue Werke hiezu sind: Fredersdorf, F. C. F. praktische Anleitung zu einer guten Eisen=

6) Alaun- und Salpetergräbereien und Siedereien können zwar, wo sich Gelegenheit dazu auf Ritterguts Grund und Boden findet, und in so weit die Benutzung derselben Privatis verstattet ist, unmöglich vernachlässiget und unbenutzt liegen gelassen, müssen aber ebenfalls einem eignen, besondern Aufseher und Verwalter übergeben werden.

Dies gilt nun noch mehr von Berg- und Salzwerken, die sich bei einem Gute befinden. Nur sehe man ja, ob sie auch die darauf gewendeten Kosten verlohnen, oder verlohnen werden?

7) Alle Arten Steinbrüche, Erdgruben, Torf-, Braun- und Steinkohlenlager aber müssen noch vielmehr mit möglichster Sorgfalt und möglichstem Fleiße benutzt und bebaut werden; da der Vortheil derselben offenbar sehr groß ist, indem die Mineralien, die dabei gewonnen, oder auch in einem gewissen Grade bearbeitet werden, dem Eigenthümer des Grundes und Bodens sonst gar nichts nutzen würden. Ueberdem sind die

hüttenökonomie, Hannover 1802. 4. 2 thl. 20 gr., und Tiemann, W. T. systematische Eisenhüttenkunde, mit Anwendung der neuen chemischen Theorie, mit Kupfern, Nürnberg 1801. gr. 8. 2 thl. 16 gr.

die Arbeiten, die ihre Bebauung und Benutzung erfordert, äußerst einfach, man kann dazu sehr bald die nöthigen Arbeiter abrichten, und es gehört kein sonderliches Kapital dazu, um dergleichen Nebengeschäfte zu betreiben, die in gewisser Rücksicht auch zur allgemeinen Landwirthschaft im weitern Sinne selbst gerechnet werden können, p. 4.

Der reine Ertrag derselben hängt von Lokalumständen ab: je nachdem man die gewonnenen Produkte in nahen Städten oder Fabriken oder sonst wo absetzen, sie nach Gegenden wohlfeil transportiren kann, wo sie nicht selbst gefunden werden, u. s. w. So kostet die Ruthe Bruchsteine zum Bauen in ebenen Gegenden, wo es keine Steinbrüche giebt, 5, 6 auch 7 Rthlr., da sie in gebürgigten mit 16 Gr. — 1 Rthlr. bezahlt wird. Das 1000 Torfziegel kostet hie und da, wo in der Nähe kein Torf lieget, 2 Rthlr. 6 — 8 Gr. auch 12 Gr., wo aber mehr Torfbrüche sind, 1 Rthlr. 12 — 16 Gr. Von Steinkohlen wird der Dresdner Scheffel in der Nähe derselben zu 12 Gr., in der Entfernung mit 18 Gr. — 1 Rthlr. bezahlt. In Leipzig gilt das 1000 Braunkohlensteine 5 Rthlr. 8 Gr., weil sie da viel Absatz haben. Der Dresdner Scheffel Gyps wird in der Entfernung mit 16 Gr. — 1 Rthlr. und mehr

bezahlt, am Orte selbst aber, wo es viel Gypsbrüche giebt, mit 6 — 8 Gr. u. s. w. Hie und da wird Kies und Sand, das Fuder mit 1, 2 auch 3 Gr. bezahlt, wofür man an andern Orten gar nichts giebt.

Ein Landwirth, der dergleichen Geschenke der Natur auf seinem Gute findet, muß sie daher ja aufs beste zu benutzen und sich den vortheilhaftesten Absatz durch Verführung derselben an Orte, wo sie theuer sind, während des Winters und in mäßigen Zeiten zu verschaffen suchen.

II.

Ueber den Raps= und Rübsaamen und deren Anbau, dessen ungemeine Vortheile, und die Regeln und Grundsätze, nach welchen derselbe zu betreiben ist.

Der Anbau des Rapses und Rübsens hat sich neuerlich in der Wirthschaft einiger deutschen Gegenden, ja ganzer Länder so ausgebreitet, daß er itzt unstreitig eine der wichtigsten Branchen des Feldbaues derselben ausmacht. Man kannte ihn zwar schon lange, — auch in der ältern Wirthschaft; allein nur in den Niederlanden, in der Schweiz, in Frankreich und in der Lombardei war es, wo derselbe schon früh sehr im Großen betrieben wurde. In Deutschland hingegen wurde ihm ehemals nur sehr wenig Land gewidmet; bloß im Oestreichischen kultivirte man ihn mehr; und dann war es noch vorzüglich Thüringen,

welches sich schon seit langer Zeit durch den weit und ins Große getriebenen Sommerrübsenbau auszeichnete. Nur als seit ohngefähr 12 — 15 Jahren, durch den immer weniger Ausbeute gebenden Wallfischfang, der Thran immer seltener und theurer zu werden, und mit ihm auch zugleich das Oel immer mehr im Preise zu steigen anfing, und man dadurch nothwendig auf die Idee gebracht wurde, den Oelbedarf sich wo möglich im Lande selbst und anderwärts zu erzeugen, — nur seitdem hat sich auch in Deutschland, besonders in Chursachsen, im Anhaltschen, Magdeburgischen, Halberstädtischen, am Rhein, im Oestreichischen u. s. w. der Raps- und Rübsenbau so gehoben und ausgebreitet, daß in mancher Wirthschaft 30, 40, auch 50 und mehr Akkern mit Raps und Rübsen bestellt, und 1500 — 2000 und mehr Rthlr. daraus allein gezogen werden. Denn von 3 — 4 Rthlr., mit welchem Preise sonst der Dresdner Scheffel Rübsaamen angeschlagen und verkauft wurde *), ist derselbe

*) Es giebt itzt Pächter, die beinah $\frac{2}{3}$ ihres Pachtes bloß aus dem Ertrag ihres Rapses und Rübsens nehmen: Ein einziger Pächter, der nur 2500 Rthlr. Pacht giebt, verkaufte im Jahr 1800 in Leipzig für 1800 Rthlr. Rübsen.

schon (wie z. B. im Jahr 1802) bis zu 9 Rthlr. im Preise gestiegen gewesen, und die Tonne Oel hat bis zu 48 Rthlr. im Preise gestanden; obgleich die Erzeugung dieser Früchte so sehr anwuchs, daß sie in immer größerer und größerer Quantität zum Verkauf kamen. Nur einige wenige Gegenden Deutschlands giebt es noch, wo Winterrübsen und Raps noch immer ungewöhnliche Pflanzen sind.

Die Wichtigkeit dieser Branche der heutigen Wirthschaft ist daher gewiß außer allem Zweifel; und es wird sowohl für diejenigen Länder und Gegenden, die von derselben so großen Nutzen ziehen, als für die, welche noch keinen Theil an diesem Nutzen nehmen, und ihn doch nehmen könnten, nicht unnütz seyn, hier eine auf mehrjährige, eigne und fremde Erfahrungen begründete Beschreibung und Darstellung des Raps- und Rübsenbaues zu finden; um so mehr, da theils mehrere, wenn auch schon hie und da gemachte, doch nicht genug zu wiederholende Erinnerungen und Warnungen darüber zu geben sind, theils aber auch in der That noch wenig davon geschrieben ist. Was aber an schriftlicher Belehrnng darüber vorhanden ist, das ist vorzüglich folgendes:

Schriften der Berner ökonomischen Societät, 1762. Th. II. p. 211. f. 1764. Th. II. p. 61. f.

Ahlers Beantwortung der im 22sten Stück des Hannöverischen Magazins gegebenen Aufgabe vom Raps- und Wintersaamen, im Hannöverischen Magazin, 1768. Nro. 50. p. 794. f.

Oekonom. Nachr. Bd. IV. p. 890 — 96. Anmerk. eines Thüringer Landwirths; besonders über den Saamenrübsenbau in Thüringen.

Justi, ökonomische Schriften, Th. I. p. 420 — 26.

Reicharts Land- und Gartenschatz, Th. IV. p. 120 — 26.

Reicharts vermischte Schriften, p. 52. f.

Schrebers Samml. zur Cameralwiss. Band V. p. 189. f. VIII. p. 414. f.

Anleitung zum Anbau verschiedener Oelgesäme, Wien 1768. 8. 2 gr.

Griselini, Abh. über den Anbau des Kohlsaats; in der Sammlung nützlicher Nachrichten der Gesellschaft des Akkerbaues in Crain, 2te Sammlung aufs Jahr 1771.

Traité ſur la meilleure maniére de cultiver la navette, et le colsat, et d'en extraire une huile depauillée de son mouvais gout, et de son odeur desagreable, par l'Abbé Rozier à Paris 1774. 8. Uebersetzt a. d. F.

Abhandl. über die beſte Art, den Raps- und Kohlſaat anzubauen, und aus dieſen Pflanzen ein von ihren ſchlimmen Geſchmack und unangenehmen Geruch befreites Oel herauszuziehen. Aus dem Franzöſ. Bern 1771. gr. 8. 8 gr. Sehr intereſſant und lehrreich.

Abh. vom Bau des Rübſens und Rapſes, in den Berliner Beiträgen zur Landwirthſchaft ꝛc. Th. VII. p. 770 — 816.

Unterricht über den Kohl- und Rübenſaatbau im Oeſtreichiſchen, und dem Oele, ſo daraus zu verfertigen, mit 7 Kupf. Wien 1780. gr. 8. 12 gr. Ebenfalls ſehr nützlich.

Mémoires de la Société d'agriculture de Paris 1787. Trimeſtre d'automne, p. 95. f.

Boſe, über den Gewinn des Oels aus einheimiſchen Pflanzen, Leipzig 1798. 8. 4 gr.

Riemiſch - Leopoldtiſche Landwirthſchaft, Th. I. p. 129 — 34.

Albert W. Von der Kultur des Rapſes im

Saalkreise, und den angränzenden Fürstenthümern Anhalt; in Thaers Annalen der niedersächs. Landwirthschaft, Jahrg. II. St. VII. p. 336 — 51.

§. 1.

I. Etwas zur Naturgeschichte des Rapses und Rübsaamens, als Pflanzen.

Obgleich der Raps= und Rübsaamen viele Aehnlichkeit, sowohl in ihrem Aeußern, als auch in Rücksicht ihres Anbaues haben, so sind sie doch in beiden wesentlich von einander unterschieden; und da sie dennoch häufig mit einander verwechselt werden, so wird es nöthig seyn, ihren Unterschied hier genauer anzugeben.

I. Botanisch *).

a) Der Raps, Rapssaamen, Reps, Rabsaat, Kohlsaamen, Feldkohl, Kohlsaat, französisch und niederländisch Colsat, Colza, englisch Coleseed, Brassica campestris Linnaei, Brassica arvensis Bauhini, ist eine Kohlart, welche einen aus vier

*) Nach Rozier a. a. O. p. 7. f., jedoch mit mehrern Veränderungen.

dicken, geraden, lanzenförmigen, inwendig wie eine Rinne ausgehölten, zu unterst etwas aufgeschwollenen Blättern bestehenden Blumenkelch hat. Die Blume, die zu unterst vom Kelch eingeschlossen ist, besteht aus vier ins Kreuz gestellten, blaßgelben, ovalen Blättern, in deren Mitte sechs pfriemenförmige Staubfäden stehen, von welchen vier länger und zwei kürzer sind, und die jeder neben sich am Boden eine Saftdrüse haben. Der Staubweg sitzt zwischen diesen Staubfäden inne, und verwandelt sich in eine lange, beinah cylindrische Schote, deren Saamen schwarz, ziemlich groß und zu beiden Seiten so geordnet sind, daß sie beim Zusammenliegen der beiden Theile der Schote auf einander treffen.

Die Wurzelblätter sind sehr glatt und weich anzufühlen, aber stark und fett, oben rundlich und von meergrüner Farbe: die Blätter des Stengels aber sind herzförmig, länglich zugespitzt, und stehen mit dem untern Ende fast um den ganzen Stengel herum.

Die Wurzel ist senkrecht, und oft sehr stark; der Stengel wird ebenfalls sehr stark, und an 2 — 2½ Dresdner Ellen hoch; und der Hauptstock bestockt sich sehr und treibt viele Nebenstengel und Halmen. Er wird bei der Reife ganz

gelb, so wie auch die Schote, die aber auch eine röthlichblaue Farbe annimmt.

Er ist Winterfrucht. Man baut aber itzt auch einen Sommerraps, der nur in Körnern und Halmen etwas kleiner ist.

b) Der Rübsen hingegen, Rübsaamen, Wintersaamen, Wintersaat, Rübsaat, Brassica napus Lin. Napus silvestris Bauhini, französisch la navette ist eine Rübeart, deren Blumenkelch weiter offen steht, als der Kelch des Rapses, wenn auch die Blume mit der des letztern fast völlig übereinkömmt, und sich nur darin unterscheidet, daß sie gelber ist, als diese.

Die Wurzelblätter hingegen sind hier tief an den Seiten eingeschnitten, länglichter und an der Spitze weniger rund, dabei rauher und stachlichter anzufühlen, dunkelgrüner und oben fast glänzend, und weniger dick und glatt als die des Raps, und liegen auch mehr auf dem Boden auf, als diese.

Die Blätter des Stengels aber sind, wie die des Rapses, auch glatt und umfassen nur den Stengel ganz.

Die Körner sind kleiner; der Stengel wächst nicht so hoch und nicht so stark; die Wurzel

ist dünner, als dies alles beim Rapse sich findet.

Man hat auch einen Sommerrübsaamen, der sich botanisch nur dadurch unterscheidet, daß er in Körnern und Größe des Halms kleiner ist, als der Winterrübsen.

II. Oekonomischer Unterschied.

Noch größer ist der Unterschied beider Pflanzen, des Rapses und Rübsens, und insbesondere wieder der Winterart einer jeden von der Sommerart in ökonomischer Hinsicht.

a) Im Anbau, — wie wir bald sehen werden, in Rücksicht des Bodens, der Saatzeit u. s. w., und hier ist ein doppelter Vorzug des Rübsens vor dem Raps nicht zu vergessen: a) der, daß ersterer viel später gesäet werden kann, als letzterer, und also eher zuläßt, daß der Boden vorher noch genutzt werden könne, nicht reine Brache seyn müsse, wie bei diesem; b) daß der Rübsen zeitiger geerndtet wird, als der Raps, und also allein die so reiche Kultur zuläßt, deren wir p. 71. gedenken werden.

b) In der Sicherheit des Wachsthumes.

Raps scheinet mehr von der Kälte zu leiden,

als der Rübsen; wird auch von den Rehen und Hirschen mehr und mit größerm Nachtheil abgefressen, da er glätter ist als dieser, und jene Thiere den rauhern Rübsen scheuen; vorzüglich aber, weil er im Herbste schon das Herzblatt heraustreibt, welches, meinen Bemerkungen nach, der Rübsen nicht thut. Wenn und in so fern der Frost aber die Pflanzen hebt, so verhalten sich beide wohl gleich mit einander.

Dann ist wieder der Winterrübsen wenigerer Gefahr, von Insekten zu leiden, ausgesetzt, als der Sommerrübsen, den die Erdflöhe, der Pfeifen oft ganz ruiniren.

c) Im Ertrag und Nutzen.

Der Raps giebt mehr Scheffel als der Rübsen, und auch mehr Oel *); viele sagen, auch besseres als der Rübsen. Allein viele Oelmüller nehmen im Gegentheil nie Raps allein zum Oel, sondern glauben nur dann gutes, gutbrennendes

*) H. Riem in seiner Riemisch-Leopold. Landwirthschaft, p. 130 sagt: der Raps gebe $\frac{1}{3}$ mehr Oel als Rübsen: das ist aber nicht der Fall. Denn wenn auch die Rapskörner größer sind, so gehen doch von den kleinen Körnern des Rübsens wieder mehr in einen Scheffel als von jenen: allein etwas mehr Oel giebt der Raps allerdings, als der Rübsen.

Oel zu erhalten, wenn sie Raps und Rübsen, mit einander vermischt, zu Oel schlagen. Dieses ist dann auch unstreitig besser, als bloßes Rübsen- oder bloßes Rapsöl, sowohl im Geschmack, als besonders im Brennen, wo es nicht so übel riecht, als diese.

Der Raps gilt daher auf den Dresdner Scheffel immer 6 — 8 Gr. mehr, als der Rübsen.

Dagegen ist das Stroh vom Rübsen weit besser zur Fütterung zu gebrauchen, als der größte Theil des ungleich stärkern Rapsstrohes: und wirklich ist Rübsenstroh eine recht gute Fütterung für Schafe.

Den Vorzug, den man dem Rapse darin giebt, daß man ihn, wenn er zeitig gesäet worden, vorher zu grünen Futter im Herbste abhauen könne, kann ich nicht gut heißen; theils weil dies eine sehr gefährliche, leicht übel ausfallende Operation ist, indem der Raps das Herzblatt schon im Herbst heraustreibt, welches dann leicht mit abgehauen werden könnte, theils auch aus andern Ursachen; wovon noch nachher. Will man aber den Raps bloß zu grünem Futter fürs Vieh bauen, — nicht um Saamen daraus zu ziehen, so ist er dazu unstreitig besser, als der Rübsen. Diese letztere Benutzung des Rapses ist

in der That noch nicht so üblich, als sie es wohl zu seyn verdiente. Man erhält da mit wenigen Kosten, indem mit einer Metze Raps ein ganzer Acker von 300 QR. und mehr besäet werden kann, ein treffliches Futter fürs Vieh; vorzüglich wenn man ihn im Spätsommer oder frühern Herbste in der Kornstoppel entweder allein, oder, wie ich es auch gesehen habe, mit Gerste, Wikken und Erbsen vermischt, aussäet. Die zurückbleibenden Blätter und Wurzeln geben dem Boden gewiß soviel Nahrung wieder, als sie ihn genommen haben. Sie brauchten deren nur wenig, da sie nicht in Saamen wuchsen.

Vergl. Riems Prodromus seiner Encyclopädie, p. 172.

Die Sommerfrüchte aber unterscheiden sich wieder im Ertrag wesentlich von den Winterfrüchten; denn sie geben wenigstens $\frac{1}{3}$, oft sogar $\frac{1}{2}$ weniger, als diese.

Sommerraps aber ist noch weit reicher und besser im Ertrag als Sommerrübsen, und wächst auch sicherer; dagegen sind beide auch nur als Vornutzungen der Brache vor der Winterfrucht anzusehen.

Nach allem diesen fragt sichs nun: ob der

Raps dem Rübsen vorzuziehen sey, oder dieser jenem?

Meinen Erfahrungen nach möchte in ebenen, wärmern Gegenden der Vorzug auf Seiten des Rapses, in etwas bergigten und kältern aber auf Seiten des Rübsens seyn. Sommerraps ist aber stets besser als Sommerrübsen, wie eben gesagt worden: denn theils wird er früher gesäet, und leidet daher weniger von Insekten, und verträgt sogar den etwanigen späten Frühjahrsfrost besser, als der Sommerrübsen, und kann also auch früher geerndtet werden, als dieser, dessen Erndte oft spät im September fällt, und dann wegen der schlechten, kalten Witterung sehr beschwerlich wird; theils ist er auch reichhaltiger im Körnerertrag *).

Vergl. Leipziger Intelligenzblatt, 1803. Nro. 14. V. Rössigs Aufsatz hierüber.

Zur Naturgeschichte dieser Pflanzen gehören übrigens noch die Bemerkungen: daß ihr Saamen nach 4 — 5 Tagen, bei kühlem Wetter aber erst nach 8 — 10 Tagen aufgehet; daß der Winterrübsen dann meist gegen Ende Aprils, der

*) In den flächern Gegenden des Erzgebürgischen Kreises wird er schon häufig gebaut; auch im Altenburgischen.

Raps aber 12 — 14 Tage später, die Sommerpflanzen im Juli blühen; und zwar blühen Raps und Rübsen desto früher, je dünner sie stehen. Die Blüthe dauert bei den Winterpflanzen 3 — 4 Wochen, und ist ein Labsaal der Bienen, bei den Sommerpflanzen aber dauert sie nicht so lange. Gleich nach dem Blühen setzen sich die Schoten an, und nun lagern sich die Früchte meistentheils, aber ohne allen Schaden.

§. 2.

II. Von dem Anbau des Rapses und Rübsens über Winters sowohl, als über Sommers.

a) Von dem dazu zu wählenden Boden, dessen Qualität, Düngung und Bearbeitung.

Wir haben nun den Anbau dieser Früchte, oder die Methode, sie zu erzeugen, zu beschreiben; und zwar sowohl in wie fern sie als Winter, als auch in wie fern sie als Sommerfrüchte gebaut werden?

a) Zuerst von der erforderlichen Beschaffenheit des Bodens für dieselben, dessen Düngung und Bearbeitung.

Win-

Winterraps, und Rübsen verlangen einen sehr guten, fruchtbaren, fetten Stauberde, oder sandigt, lehmigten, weder zu trocknen, noch zu nassen Boden. Bei starker Düngung wachsen sie auch wohl in weniger gutem Acker. Im kalten, torfigten und im sandigten, kalkigten oder schwer und festthonigten Boden wachsen sie aber gar nicht; und besonders nicht in tiefer, kalter, nassen Lage; wo man auch mit der größten Quantität von Dünger das Wachsthum dieser Pflanzen nicht würde erzwingen können. Sommerrübsen und Sommerraps hingegen nehmen mit einem weniger guten Boden, der auch etwas sandigt seyn kann, vorlieb: nur naß darf er nicht seyn.

Man wählt dazu die Brache, oder das Land, welches frischen Dünger erhält. Denn frische Düngung verlangen Winterraps, und Rübsen durchaus; und zwar nicht bloß frische, sondern auch sehr starke Düngung; die auch nie zu stark seyn kann, da diese Pflanzen, auch bei der größten Fruchtbarkeit des Bodens sich nicht überwachsen, und wenn sie sich doch lagern oder niederlegen, dies ohne allen Schaden abgehet. Sommerrübsen und Sommerraps hingegen verlangen

zwar auch eine frische, aber keine so starke Düngung.

Man rechnet auf einen Acker von 300 Q.R. sächsischen Maaßes bei dreijähriger Düngung, 30 — 35 starke Fuder Mist: wenn aber recht stark gedüngt werden soll, und vorzüglich, wenn nur alle 5 — 6 Jahr gedüngt wird, an 40 — 50 Fuder. Wer nicht soviel Dünger hat, der hilft sich auch damit, daß er den schon gedüngten Acker kurz vor der Saat noch mit Hürdenlager belegen läßt.

Zu Sommerrübsen und Sommerraps ist 25 — 26 Fuder auf einen Acker hinlänglich.

Der beste Mist für diese Früchte ist unstreitig der Schafmist: und von Rindviehmist braucht man daher eigentlich immer einige Fuder mehr, als von diesem. Bei den Sommerfrüchten muß auch der Mist schon im Herbst vorher aufs Feld gebracht und untergepflügt werden.

Das Land soll nach der Meinung vieler Landwirthe nicht oft genug zum Raps und Rübsen gepflügt werden können, und einige pflügen daher vier, fünf, wohl gar sechsmal, und können alsdann sie durchaus nur in reiner Brache bauen, um diese vielen Furchen, den Sommer über, dem Acker geben zu können. Ich längne

nicht, daß diese Früchte einen lockern, tief (6 — 7 Zoll) gepflügten Boden allerdings verlangen; kann mich aber gar nicht überzeugen, daß deshalb sechsmaliges Pflügen nöthig, und folglich auch nicht, daß durchaus eine reine Brache dazu erforderlich sey. Meinen Erfahrungen nach habe ich vielmehr gefunden, daß in solchen Wirthschaften, wo stets und immer, Jahr aus Jahr ein, bei jedesmaligem Pflügen, gehörig, d. h. recht ordentlich und fleißig, fein schmalfurchigt, immer nur bei gehöriger Trokkenheit gepflügt, auch jedesmal vor dem Pflügen stark und gut geegget wird, besonders, wo behackte Früchte und Klee, der unstreitig durch seine Wurzeln den Boden sehr locker erhält, mit Getreide abwechseln, — der Boden stets so locker, oder wenigstens so wenig fest ist und bleibt, daß man mit dreimaligem Pflügen zu jeder Winterfrucht, und so auch zu Rübsen und Raps völlig auskommen kann; besonders wenn der Boden nicht von Natur von ganz zäher, fester Beschaffenheit, sondern stauberdigt oder sandigt, lehmigt ist, wie er doch eben zum Raps- und Rübsenbau vorzüglich seyn muß.

Deshalb halte ich es auch gar nicht für eine unumgängliche Nothwendigkeit, daß man schlech-

terdings nur reine Brache zu diesen Früchten nehmen, also das zu ihnen bestimmte Land ein Jahr lang unbenutzt liegen lassen müsse, um es während des Sommers bloß zu diesen Früchten recht zu bearbeiten *). Ich kann vielmehr aus Erfahrung die Behauptung aufstellen, daß man den Acker, vorzüglich den man zu Rübsen (welcher später gesäet werden kann, als der Raps) bestimmt hat, recht wohl im Sommer vorher noch zur Erbauung von Futter, d. h. Wicken und Gemang benutzen, ja auch sogar Kleefeld zum Rübsenacker nehmen könne. Bis zur Mitte des Juli nehmlich kann man sowohl den zweiten Hieb des Klees, als auch die Wicken und den Gemang zu grünem Futter benutzt, oder auch zu Heu gemacht haben; ja man könnte sogar die, bei früher Aussaat wenigstens ins letztre Drittheil des Juli fallende, Erndte des in Saamen gewachsenen Gemangs abwarten, um noch immer Zeit genug zu haben, in 6 — 8 Wochen, von Mitte Juli bis Anfang Septembers den Boden zu düngen, zwei

*) Das ist ein sehr wichtiger Punkt, — um über den wahren Vortheil des Raps= und Rübsenbaues für die Wirthschaft zu entscheiden! der sich allerdings vermindert, wenn nothwendig reine Brache dazu gehalten werden muß.

oder höchstens dreimal *) zu pflügen, und nur stets eben so oft gut zu eggen, und alsdann in den ersten Tagen des Septembers mit Rübsen zu besäen. Jede Pflugart könnte da von der andern noch in einem Zwischenraum von 14 Tagen oder bei den beiden ersten sogar von 3 Wochen gegeben werden. Zwar fällt diese Bestellung gerade in die Erndtezeit; allein dies ist wenigstens mit der Saatfurche ebenfalls der Fall, auch wenn man reine Brache zum Rübsen gehalten hat; und die Benutzung, die man von dem Felde noch in diesem Sommer gezogen hat, erlaubt allenfalls auch wohl, ein paar Lohngespanne zu Hülfe zu nehmen, um die Felder bald genug umzupflügen; zumal da denn doch hier nicht von einer so weitläuftigen, langwierigen Bestellung die Rede ist, wie bei Korn und einer andern Getreidefrucht, die ganz ins Große gebaut wird.

Indeß, wer dies vorzunehmen sich nicht getraut, und besonders wer nur Raps säen will, der mag alsdann reine Brache für diese Frucht halten.

Raps und Rübsen werden demnach allemal

*) Ist der Boden recht locker an sich, so sind zwei Furchen schon hinlänglich; da muß man aber recht fetten, recht verfaulten Mist mit der Saatfurche unterpflügen, der schnell wirket.

in dem Turnus, den der auf dem Gute eingeführte Fruchtwechsel enthält, die ersten Früchte seyn müssen; oder wenigstens müssen sie doch stets in frischen Dünger gebracht werden. Nach ihnen wird alsdann, wovon in der Folge, Weitzen oder Korn ungedüngt eingesäet, welche ganz vortrefflich in Raps- und Rübsenstoppel wachsen, und so auch dem diesen Früchten gemachten Vorwurf, daß sie dem Getreidebau nachtheilig würden, in der Regel abhelfen; wovon jedoch auch in der Folge noch gesprochen werden wird.

Vergl. Albert Abh. a. a. O. p. 342 f. *).

Zu Sommerrübsen und Sommerraps aber wird allemal das Brachland genommen, dasselbe im Herbst vorher gedüngt und umgepflügt, dann im Frühjahr noch zweimal beackert, und alsdann besäet. Nach der Erndte derselben wird alsdann ungedüngt Korn eingesäet: und wenn nur zu jenen Früchten recht gut gedüngt, der Acker gut bearbeitet worden, und an sich nicht

*) Er empfiehlt folgende Fruchtreihe: Brache, Raps, Weitzen oder Rocken, Erbsen, Gerste, Hafer; oder Brache, Raps, Weitzen, Gerste. Schubart von Kleefeld, in seinem Briefwechsel. Th. III. p. 319 — 22. empfahl folgende: Brache, Rübsen, Weitzen, Gerste oder Hafer mit Klee, Klee, Korn: oder fünffach, auch ohne Brache.

unfruchtbar ist, so wird das Korn hier noch sehr gut wachsen, wenn gleich aus dem Dünger schon vorher eine von jenen Früchten genommen worden ist. Das nachtheilige Aussaugen der Brache durch diese Früchte kann also nur bei solchen Wirthschaften eintreten, wo man zwar viel aus dem Felde herausnehmen, aber nichts hineinwenden, nichts dafür thun will; wie bei den kleinen Zeitpächtern und den Bauern geschieht.

Vergl. meine Schrift: von den Wirthschaften der Bauern, p. 25. 26.

In dem allerfruchtbarsten, fettesten Boden, wie man ihn z. B. bei Pegau, Weißenfels, in Thüringen überhaupt, bei Gera im Reußischen, in der Pfalz u. s. w. findet, hat man es sogar nicht nur ohne allen Schaden, sondern sogar mit ungemeinem Vortheil, unternommen, in einem Jahre zwei Rübsenerndten aus einem und demselben Acker zu nehmen, und dann auch noch Korn hineinzusäen. Nach der Erndte des Winterrübsens, die schon Mitte Juni eintritt, wird nehmlich daselbst die Stoppel umgebrochen, und sogleich Sommerrübsen noch hereingesäet, und nach dessen Erndte, und nach einmaligem Umbrechen dieser Stoppel, Korn hineingebracht: welches unstreitig die höchste, reichste Feldkultur ist,

zu der aber nur die, von Fruchtbarkeit, so zu sagen, strotzenden, und dabei noch gut gedüngten Aecker gebraucht werden können. Bei Gera und in der Pfalz, im Altenburgischen, auch bei Leipzig trifft man dieses Verfahren wirklich hie und da an.

Vergl. meine Schrift von den Wirthschaften der Bauern, p. 91.

Gugenmus in seinen ökon. Schriften, herausgegeben von Stumpf, p. 264. erzählt auch, daß man in der Pfalz den Raps zugleich mit Kartoffeln auf einem und demselben Felde baue; erstern nehmlich, in einen Schuh von einander entfernten Reihen, nach dessen Erndte dann die Kartoffeln erst aufwüchsen.

Noch habe ich hierbei, d. h. in Rücksicht der Wahl des Bodens zu Raps und Rübsen, zu bemerken: daß Raps und Rübsen nicht wieder unter 5 — 6 Jahren auf dasselbe Feld gebracht werden dürfen, der Turnus des Fruchtwechsels also darnach eingerichtet werden müsse.

§. 3.

b) Von der Aussaat, dem Maaße und der Zeit der Aussaat, und über das Verpflanzen des Rapses und Rübsens.

In der Regel werden Raps und Rübsen allemal gleich auf das Feld, wo sie wachsen sollen, **breitwürfig** hingesäet. Man hat aber außer Deutschland noch eine andre Bauart; welche man auch in der Pfalz, und neuerlichst in Sachsen bei einigen Versuchen angewendet hat: wo sie nehmlich erst an besondern Flecken angesäet, und alsdann aufs Feld **verpflanzt** werden.

Was zuerst die gewöhnliche Methode, diese Früchte breitwürfig zu säen anlangt, so ist sie in Deutschland, in der Lombardei und den innern Provinzen von Frankreich die gebräuchlichste. In Rücksicht der Quantität der Aussaat ist man hierbei weniger strittig, als in Rücksicht der Zeit-aussaat.

Man rechnet gewöhnlich vom Raps $\frac{1}{16}$ der Kornaussaat, also eine Metze statt eines Scheffels; vom Rübsen $\frac{1}{15}$, in gutem Boden aber auch nur $\frac{1}{16}$ und eben soviel von den Sommerfrüchten. Auf 300 sächs. QR. würden also $1\frac{1}{4}$ Dresdner Metze, auf 130 Q. 1 Berliner Metze gehören.

Im Betreff der Saatzeit dieser Früchte aber ist man uneinig. Der Winterrübsen wird von Allen Ende Augusts, bis zu dem, und während dem ersten Drittheil des Septembers gesäet: und ver-

trägt er wirklich in wärmern Gegenden diese letztere, spätere Saat recht gut; wenn es auch in kältern rathsam wäre, ihn früh zu säen.

Den Winterraps aber säet man zwar gewöhnlich von der Mitte des Augusts an, bis zu Ende dieses Monats; später nicht: allein neuerlichst ist er sehr häufig schon zu Anfang Augusts, ja sogar schon Mitte Juli gesäet worden. Man führt dafür an, daß solcher Raps sich vor Winters recht stark bestocken, und also gegen den Frost sicher stellen, und daß derselbe dann auch zum Viehfutter im Herbste noch abgeblattet werden könne. Und wenn andre dagegen einwendeten, daß der so früh gesäete Raps wohl gar noch im Herbst zur Blüthe kommen könne, und dann also nothwendig erfrieren müsse; so behaupteten die Vertheidiger der frühen Saat, daß der Winterraps niemals, auch wenn er noch so früh gesäet werde, zur Blüthe komme.

Vergl. Leipziger Intelligenzblatt, 1775, p. 482.

Wenn man daher auch in so früh gesäetem Rapse einzelne blühende Stengel im September gefunden, so seyen dies entweder Hederichstengel gewesen, die man verkannt habe, oder jährige

Rapspflanzen, die aus zufällig dort hingebrachten Saamen aufgewachsen seyen.

Allein, — meiner Meinung nach, — würde eine sehr frühe Saat des Rapses im Juli dem natürlichen Triebe der Pflanzen zur Blüthe schwerlich entgehen können; und als ich einst in einem früh gesäeten Rapsfelde bei Leipzig *) eine sehr große Menge von Pflanzen im September blühend fand, die unverkennbar Rapspflanzen waren, wie man aus den schon sogar Körner ansetzenden Schoten sah, so habe ich mich beinah völlig überzeugt: daß das Blühen des früh gesäeten Rapses in warmen Septembermonaten gewiß geschehen werde; und konnte mich nicht überreden, daß jene blühenden Pflanzen jährige, aus zufällig im vorigen Jahre dahin gekommenen Saamen erwachsene Pflanzen gewesen seyen. Woher sollten auch Rapskörner zufällig gerade auf dies Feld gekommen seyn, da man sie nicht auf andern Feldern fand?

Es ist wahr, nicht das ganze Feld blühte; allein das finde ich, wegen des zu dieser Zeit eigentlich ganz ungewöhnlichen Blühens der Pflan-

*) Ich habe von dem weitern Schicksal dieses Feldes keine Nachricht erhalten, weil ich im Oktober von Leipzig wieder abreiste.

zen ganz natürlich; indem nur hier die stärksten Pflanzen dem ihrer Natur angethanen ungewöhnlichen Zwange folgen können. Die andern wären indeß wahrscheinlich nachgekommen, wäre der September länger warm gewesen.

Ich glaube daher, daß eine frühere Saat des Rapses, als vor Mitte Augusts nicht zu empfehlen sey; zumal da der Vortheil des Abblattens nach p. 61. selbst zu gefährlich ist, um deshalb eine andre Gefahr zu risquiren. Und dann ist schon das hohe Aufwachsen der Pflanzen im Herbste mehr nachtheilig, als nützlich; indem dies eine ganz vergebliche Verschwendung der Ackerkräfte verursachet. Denn die Herbstblätter verfaulen alle im Winter und im Frühjahr müssen die Pflanzen neue Blätter treiben.

Was den Sommerrübsen anlangt, so wurde derselbe sonst gewöhnlich um Johannis, der Sommerraps aber stets früher gesäet. Allein da um diese Zeit die Erdflöhe und Schnecken gewöhnlich sehr arg sind, die die junge Saat oft augenblicklich wegfressen, so hat man neuerlichst in mehrern Gegenden den Sommerrübsen und Sommerraps schon im Mai gesäet, und hat, da der Juni vorzüglich etwas feucht war, vortreffliche Erndte gehabt. Eine frühe Saat

dieser Sommerfrüchte kann an sich auf keinen Fall schaden, da hier jene Gefahr in Rücksicht des Blühens nicht zu besorgen ist: im Gegentheil empfiehlt sie sich auch noch aus dem zweifachen Grunde: a) daß die Früchte dann der im Boden enthaltenen Winterfeuchtigkeit besser genießen und so glücklicher die etwanige Trockenheit des Sommers aushalten können, b) daß sie früher reif werden, der Landwirth also von der lästigen Beschwerde und mühvollen Arbeit befreit ist, die ihm die gewöhnliche späte Erndte derselben im späten September oder Oktober bei regnerichtem, kaltem Wetter meist verursacht.

Nur in den Gegenden, wo der sogenannte Pfeifer, (siehe nachher) dem Sommerrübsen so sehr nachsetzt, würde es rathsam seyn, denselben so spät (nach Johannis) zu säen, daß er um oder nach Mitte Juli erst in die Blüthe träte. Um diese Zeit nehmlich kömmt dies Insekt hervor, und da es nur die Schoten des Rübsens angreift, so findet es an dem itzt noch blühenden Rübsen keine Nahrung, und kann ihm also nichts anhaben. Ehe nun der Rübsen Schoten ansetzt, ist der Pfeifer schon wieder weg.

Um die Saat gegen die Erdflöhe zu sichern, ist kein Mittel, als: nur dann, wo möglich, zu

säen, wenn man bald Regenwetter erwarten kann: da wächst der Saamen indeß, während des Regens, wo die Erdflöhen nicht hervorkommen, so weit auf, daß, nach ihrer Rückkehr bei trocknem Wetter, die Pflanzen stark genug sind, um ihnen entwachsen zu seyn.

Uebrigens muß aller Raps- und Rübsensaamen vollkommen groß, glatt, glänzend und von egaler, braunschwarzer Farbe seyn, (sonst ist er nicht zu gleicher Zeit reif geworden) dabei süß schmeckend, inwendig einen feinen Kern habend, und einjährig. Man nimmt daher zur Saat den Saamen, der beim Wurfen am weitesten fliegt, oder der in den Tüchern (siehe nachher) ausgefallen ist: er ist stets der reifeste und größte. Er muß auch recht gleich und gut gesäet werden *).

*) H. Albert a. a. O. p. 339. sagt: es sey eine besondere Fertigkeit, Rübsen und Raps gut zu säen, und gute Säeleute ließen sich daher in seiner Gegend für den Tag 1½ — 2 Rthlr. Tagelohn geben. — Es ist wahr, es gehört eine eigne Geschicklichkeit zu dieser Saat, aber im Erzgebürge habe ich die Leute, die sie besaßen, nicht so pretiös gefunden. Hie und da pflegt man den Säeleuten dergleichen Saamen mit klarer Erde zu mischen; das taugt aber nicht. — Ein Mann säet übrigens in einem Tage nur 8 — 10 — 11 Dresdner

Was nun aber die zweite Methode des Anbaues des Winterrübsens und vorzüglich des Rapses anlangt, wo derselbe erst besonders angesäet, und dann aufs Feld verpflanzt wird, so ist dieselbe vorzüglich in den Niederlanden, besonders im Brabantischen, in der Schweiz, Elsaß, in den nördlichen Provinzen von Frankreich, dann auch in der Pfalz beliebt und im Gebrauche; und neuerlichst hat man auch in Sachsen Versuche damit gemacht.

Vergl. Rozier vom Rapsbau, Cap. 2. Gugenmus ökon. Schriften, p. 264. f. Riem neue Sammlung ökonomischer Schriften, Th. VIII. p. 23 — 29. Frensdorfs Nachrichten von dem Verpflanzen des Rapses und Rübsens in dem Brabantischen.

Der Saamen wird nehmlich zuerst Ende Juli oder Anfang Augusts in ein Stück Land, oder auch in die diesjährige Rapsstoppel selbst gesäet; oder aber, man läßt die heurige Rapsstoppel umpflügen, damit die bei der Erndte ausgefallenen Körner zu Pflanzen aufwachsen, welche dann nur

Metzen Rübsen oder Raps: und es muß dabei ganz stilles Wetter seyn.

desto besser sind, je mehr sie sich gleichsam schon an das Feld gewöhnt haben. — Wann und wo aber Schnecken im Felde sind, da müßte man die Saat im Garten, oder sonst wo machen, wo man sie unter Augen hat, und schützen kann.

Die Pflanzen bleiben hieselbst bis zur Mitte Septembers; von wo an sie bis zu, und gleich nach Michaelis auf das eigentliche Feld verpflanzt werden. Dies geschieht, indem mehrere Leute oder Kinder auf die, nur eben vor ihnen her, frisch gepflügte Furche, und zwar auf den Rücken derselben, mit einem in der Hand habenden Stekker *), 6 Zoll weit von einander immer, in Quincuncem oder Fünfeck : · :, Löcher einstechen, und daselbst die Pflanzen einpflanzen, und mit dem bloßen Fuße antreten **). Diese Sache ist nicht so mühsam, als sie scheint. Zehn Leute können in einem Tage einen ganzen Acker zu 300 QR. auf diese Weise bestecken, und das Tagelohn beträgt alsdann also 2 Rthlr. 2 Gr.

Von

*) Riem a. a. O. p. 132. spricht von einem Pflanzinstrument, welches die Pflanzen 12 Zoll in der Länge, und 6 Zoll in der Breite von einander bringt.

**) Dies Pflanzen geschieht besonders, wenn man bald Regen erwartet, damit die Pflanzen dabei bekleiben.

Von diesem Verpflanzen des Rapses und Rübsens verspricht man sich nun folgende Vortheile:

a) Die Pflanzung auf dem Felde ist vor den Anfällen der Erdflöhe, Schnecken u. dgl. völlig gesichert, da die Pflanzen schon zu stark und groß für dieselben sind; da hingegen die bloße Saat auf dem Felde die größte Gefahr leidet, durch diese Thiere ganz und gar weggefressen zu werden.

b) Man kann das Feld, wohin der Raps gebracht werden soll, den Sommer vorher noch sehr gut zu einer Frucht benutzen; da man wegen des späten, erst gegen Michael geschehenden Verpflanzens desselben Zeit genug hat, das Land nach der Aerndte jener Vorfrucht noch gehörig zum Raps zu bearbeiten.

c) Der verpflanzte Raps wächst weit stärker, gesünder und reicher an Schoten und Körnern;*)

*) Einer meiner Bekannten bei Leipzig, der auf diese Weise den Raps verpflanzte, ärndtete im Jahr 1801 von $\frac{1}{5}$ einer Dresdener Metze Rapssaamen 2 Schock zu $2\frac{1}{2}$ Dresdn. Scheffel Ausdrusch. Und in der Pfalz soll man nach Gugenmus den Morgen zu 160 Q. R., mit Raps und Kartoffeln bepflanzt, zu 150 Gulden nutzen.

jede Pflanze bestaudet sich auch stark, da sie Platz genung hat; woran es hingegen bei der breitwürfigen Saat mancher Pflanze gebricht: und so trotzt sie daher dem Froste auch besser.

In der That verdient diese Methode besondere Aufmerksamkeit der Landwirthe, und sehr sorgfältige Versuche, sie in Deutschland eben so einheimisch zu machen, als sie es im Brabantschen ist. Ob nicht das Unkraut hie und da etwas Noth machen sollte? — fragt sich indeß doch. Man müßte sich da mit Jäten helfen; oder mit Behacken, und auch wohl Anhäufeln des Feldes, welches überhaupt auch, schon zum bessern Wachsthum der Pflanzen, im Frühjahre, und wenigstens in dem nicht sehr lockern Boden sehr nöthig und nützlich seyn würde.

§. 4.

c. Von der Behandlung des Raps- und Rübsenfeldes bis zur Aerndte.

In der Regel ist an dem Raps- und Rübsenfelde bis zur Aerndte hin nichts zu thun. Sollte aber das Unkraut daselbst gar zu sehr überhand nehmen, so wäre es wohl nöthig, jäten zu lassen, oder auch zu behacken, wie wir eben er-

innert haben: es sey nun dasselbe bepflanzt, oder breitwürfig besäet worden. Hier frägt sich's noch: was von dem sogenannten Schröpfen des Rapses und Rübsens im Herbst oder Frühjahr, und von dem Abhüten derselben im Winter zu halten sey?

Aus mehrjährigen Erfahrungen und vielfachen Gründen kann ich mich von der Unschädlichkeit des hie und da gewöhnlichen Schröpfens des stark aufgewachsenen Rapses und Rübsens, vorzüglich wenn es im Herbst geschieht, nicht überzeugen; vielmehr halte ich es für schädlich: a) weil man dem Raps und Rübsen durch Wegnahme der größeren Blätter den Schutz vor dem Frost entzieht, den diese den Wurzeln und dem Stocke geben; b) weil man leicht das vom Raps schon im Herbst herausgetriebene Herzblatt mit wegnehmen könnte. Es ist zwar wahr, daß diese Blätter, wenn sie im Winter verfaulen, im Frühjahr sich in einen Teest zusammen backen, der den unten stehenden Pflanzen oft Luft und Sonne raubt: allein man säe lieber den Raps nicht gar so zeitig, damit er nicht so gar große und viele Blätter treibt, und vorzüglich nicht so dick; damit die verfaulten Blätter zwischen die Stöcke auf den Boden fallen, und daselbst als

vegetabilischer Dünger den Pflanzen wohl gar noch zu Gute kommen können. Im Frühjahr möchte das Abschneiden der obern, zu vielen Blätter, wenn der Boden nur sonst Frucht genug hat, um den Wiederaufwuchs der Blätter zu bestreiten, vielleicht noch weniger schädlich seyn; müßte aber sehr mit Vorsicht geschehen: und wer es unterläßt, wird davon wenigstens keinen Nachtheil verspüren.

Das Aufliegen der Rehe und Hasen im Winter wird dem ungeschröpften Rapse vielleicht auch weniger schädlich, weil er blätterreich ist, als dem geschröpften, der keine Blätter hat.

Das Abschneiden einiger Rübsenblätter zu Salat, wie es im Frühjahr geschieht, wird nicht schaden; weil man da nur einzelne Blätter abnimmt.

Was das Abhüten mit Schaafen endlich anlangt, so kann dies nur beim Rübsen statt finden; indem den Raps, seiner Bitterkeit halber, kein Schaaf frißt. Auch dies kann ich, wegen des größern Einflusses, den der Frost auf abgehüteten blätterlosen Rübsen hat, keinesweges für ganz unschädlich halten, und daher höchstens nur in gelinden Wintern für zulässig erachten: wo es aber, der Gesundheit der Schaafe halber, doch nur bei gelindem kahlen Frost (wenn kein

Schnee liegt) und ehe die Blätter faulen, auch nie so geschehen dürfte, daß die Schaafe alle Blätter ganz abfräßen. Demohngeachtet halte ich es allerdings für noch weit ungefährlicher, und besser, den Rübsen gar nicht abzuhüten. Denn das Schröpfen und Abhüten, welches bei dem zu tief aufgewachsenen Getreide in fruchtbaren Boden darum wesentlich nöthig ist, weil es das künftige Lagerwerden der Saat verhindert, kann wenigstens aus diesem Grunde niemals als nöthig beim Rübsen und Raps empfohlen werden, weil diese Früchte sich niemals überwachsen, und zu Lager werden.

§. 5.

d) Von den Unfällen und Gefahren, die Raps und Rübsen auf dem Felde erfahren.

Vgl. meine Abh. vom Schutz, Pflege und Wartung der Saat- und Fruchtfelder, in meinem Oekonom. Sammler St. IX. p. 1 — 104.

Raps und Rübsen, sowohl die Sommer- als die Winterfrüchte, sind vielen Unfällen und Gefahren ausgesetzt.

aa) Aus der Witterung entsteht ihnen

Gefahr durch die Nässe, und vorzüglich durch den Frost.

Bei der Nässe, besonders vom Schneewasser, verfaulen und versauren die Pflanzen nehmlich ganz und gar. Nasse, tiefliegende Felder darf man daher nie zu diesem Anbau bestimmen; und entsteht die Nässe zufällig auf den Raps- und Rübsenfeldern, so muß man sie baldigst, und gänzlich abzuleiten suchen. Bei erstern müssen schon nach der Saat Wasserfurchen durchs Feld gemacht werden, und der Acker ist gut einzuräumen.

Der Frost rührt nicht bloß im Herbst und auch im Frühjahr, (sogar noch im April) die Herzblätter der Stöcke, sondern zieht vorzüglich durch das von ihm verursachte Heben des Bodens die Wurzeln ganz heraus, so daß sie nackt und frei auf dem Boden da liegen, und also erfrieren müssen; auf welche Weise in einigen der letzten Jahre vorzüglich ganze große Rübsen- und Rapsfluren verlohren gegangen sind.

Als Mittel dagegen haben wir das Verpflanzen des Rapses und Rübsens, die Unterlassung des Abhütens und Schröpfens desselben, welche ihm den Schutz seiner Blätterdecken raubten, empfohlen; und können auch noch das gute Eineg-

gen des Saamens anrathen. Auch gehört hierher noch die Wahl eines vor den scharfen Winden durch Bäume oder Gebüsch geschützten, nicht tief liegenden Ackers zu diesen Früchten.

Hagel würde natürlich auch dem Rübsen und Raps schaden, wenn er sie träfe: und an Hülfe dagegen ist nicht zu denken. Ja in der Regel werden nicht einmal die vorgeschlagenen Hagelassecuranzen auf diese Früchte mit ausgedehnt.

Tiefer, lange liegender Schnee schadet ihnen oft auch gar sehr, weil die Pflanzen darunter ganz ausfaulen, der Wärme halber.

bb) Vorzüglich nachtheilig aber sind dem Raps und Rübsen mehrere Insekten und Würmer, die die größten Fluren oft ganz und gar abfressen und zerstören, und gegen die keine Hülfe ist, weil sie sich so schnell und ungeheuer ausbreiten.

1) Die Erdflöhe schaden dem Sommerrübsen und Raps besonders, aber auch wohl den Winterfrüchten, indem sie die Saat gleich nach dem Aufgehen anfressen, so daß man noch einmal säen muß. Wir haben dagegen p. 78 ein Mittel empfohlen: sonst hilft nichts anders gegen sie; weder das Einweichen des Saamens in

Saucen, deren starker Geruch sich den Pflanzen mittheilen, und die Erdflöhe abhalten könnte, noch das Aufstreuen von Kalch u. dgl. m. Wo indeß der Raps und Rübsen erst besonders auf kleinen Flecken zum Verpflanzen angesäet werden, da kann man die Saat wegen der Erdflöhe noch durch Bretter schützen, die mit Schiffstheer bestrichen sind, woran sich die Erdflöhe setzen, und dann nicht wieder wegfliegen können. Man muß nur das Ueberstreichen öfters wiederholen.

S. Oekonom. Hefte März. 1800. p. 278.

2) Die Schnecken, d. h. die kleinen Feld- oder Ackerschnecken, limax agrestis, die sich nur in feuchten Jahren, und nur im guten, fettigten, oder doch schliffigten, nie im sandigten, oder kalchichten Boden *) finden, fressen oft die ganze Raps- und Rübsensaat nach dem Aufgehen weg. Man kann nur das öftere Eggen und Pflügen eines mit ihnen behafteten Feldes, und höchstens das Aufstreuen von Kalch und Asche, die sie verderben, gegen sie empfehlen.

Vgl. meine Abh. von Schutz und Wartung der Saaten, p. 83. 84.

*) Sand und Kalch verstopfen ihnen die Poren, da halten sie's nicht aus.

3) Dem Winterraps und Rübsen haben neuerlichst einige vorher nicht gekannte Insekten unendlich geschadet: nehmlich

α) Der messingfarbene Glanzkäfer, silpha aenea Linnaei, oder nitidula aenea, oder sylpha psyllium Fabricii, welcher die Blüthenknospen ausfrißt; s. von ihm die Abhandl. No. VI. β) Eine kleine gelblich weiße Made, (vielleicht eben die Made dieses Käfers) die im Jahre 1801 in Chursachsen sich doppelt schädlich zeigte, indem sie theils gegen die Zeit des Schotenansetzens sich unten im Stengel des Rapses und Rübsens in den Halm ein- und in ihm herausfraß, das Mark dabei verzehrte, und den Stengel ganz verdarb; theils die Körner der Schoten auf der innern Seite anfraß, so daß sie wie zerschroten aussahen, und man äußerlich an dieser Seite der Schote rothbraune Flecken bemerkte, wenn auch die unangefressene Seite der Schoten äußerlich noch ganz grün war.

Vgl. meine Anzeige davon in den Anzeigen der Leipzig. ökon. Societät, Michaelmesse 1801. p. 17. 18.

γ) Der curculio fluralis hat im Mecklenburgischen dem Rübsen vorzüglich geschadet.

δ) Eben so schadet oft die graue Made, der Phalaena exclamatoria, welche ich in dem Jahren 1796 besonders auch im Sommerrübsen so häufig antraf, daß sie demselben außerordentlichen Schaden that.

ε) Auch die Regenwürmer schienen im Jahre 1800 dem Rübsen hie und da viel Schaden zu thun; denn man sah den Boden von ihnen ganz durchlöchert, und die Rübsenstengel waren an den Wurzeln abgefressen, und starben ab. Man kann sich hier mit Nachpflanzen helfen, wenn es früh genug geschieht. Man lasse auch nicht alle Maulwürfe wegfangen.

ζ) Besonders nachtheilig aber sind dem Sommerrübsen die sogenannten Pfeifer. Das sind die kleinen schwärzlichen Maden der Rüsselkäfer (curculiones) die sich zur Zeit, wenn der Rübsen die Schoten meist angesetzt hat, d. h. Mitte Juli in dieselbe einfrißt, jedes Korn wegfrißt, und daselbst in der Schote ein Loch macht, so daß dergleichen Schote wie eine Pfeife aussieht: woher denn der Name. Dagegen haben wir p. 77 die beste Saatzeit bestimmt. Man empfiehlt aber auch das Aufstreuen des grauen Kalches bei windigtem Wetter, welcher diese Maden alle tödtet.

Vgl. Beobachtungen über den sogenannten

Pfeifer im Sommerrübsen, im Leipz. Intellig. Bl. 1785. p. 179.

In Thüringen thut der Pfeifer oft ungemeinen Schaden.

cc) Auch die Rehe, Hirsche, wilden Schweine und Hasen schaden dem Rübsen durch das Aufliegen, Zerdrücken und Zertreten der Pflanzen, und durch das Wühlen und Scharren im Boden, dem Rapse aber auch durch das Wegfressen der Herzblätter ungemein. Der Rübsen ist ihnen aber zu scharf und bitter. Man soll daher die Jagd nicht schädlich für den Feldbau, den Wildstand nicht zu groß werden lassen; und muß die Felder mit Strohseilen und Wildgräben gegen das Wild schützen.

dd) Die Sperlinge und andere Vögel schaden bei der Aerndte, da sie die leicht aufplatzenden Schoten ausklängeln, und die Körner wegfressen. Man muß sie wegschießen lassen. *)

§ 6.

e) Von der Aerndte des Rapses und

*) Auch die Mäuse fressen mannichmal den Raps und Rübsen an. Man vergifte sie. S. meine Abhandl. a. a. O. p. 76.

Rübsens, und den dabei üblichen verschiedenen Verfahren.

Die Aerndte dieser Früchte ist nicht ohne große Schwierigkeit, besonders schon darum, weil in beiden Fällen, man mag sie zu früh, oder zu spät anfangen, Verlust unvermeidlich, und die rechte Mittelzeit, wo der größte Theil der Körner gehörig reif ist, schwer zu treffen ist.

Trennt man den Raps und Rübsen zu früh vom Halme, wenn die Körner noch nicht ausgewachsen sind, so schrumpfen sie außerordentlich ein, und geben wenig Oel, fallen auch nicht ins Gewicht: geschieht dasselbe aber zu spät, so platzen die Schoten auf, die besten und schönsten Körner fallen aus, oder trocknen gar zu sehr ein, oder wachsen aus.

Daß aber alle Körner zu gleicher Zeit reif würden, ist nie zu erwarten, da in den Schoten an dem obern Theile der Halme, die der Luft und Sonne am meisten ausgesetzt sind, die Reifung nothwendig früher geschehen muß, als an den untern Stengeln. Die Regel ist daher:

Man ärnte Rübsen und Raps, sobald als man sieht, daß die Stengel und Schoten gelb und dürre werden, daß die Körner in

den Schoten, die man zur Probe von allen Theilen der Stengel genommen, aufmacht, alle ausgewachsen und vollkommen groß sind, und wenigstens die, so in den Schoten an den obern und mittlern Theilen der Stengel befindlich sind, auch schon sich zu färben anfangen.

Auf die untersten kann man nicht warten; und das völlige Färben und Schwarzwerden aller Körner geschieht dann auf der Stoppel, beim Liegen im Schwaden, oder Garben.

Mitte Juni wird der Rübsen meist diesen Grad der Reife haben: der Raps aber gegen Ende Juni, oder Anfang Juli; Sommerrübsen und Raps hingegen, bei später Saat um Johannis, erst im September, gegen Mitte oder Ende desselben.

Aller Raps und Winterrübsen übrigens wird mit der Sichel geschnitten, und von den Schnittern in Lagen gelegt; da er seiner Höhe wegen sich meist gelagert hat; Sommerrübsen und Sommerraps hingegen, die nicht so hoch wachsen, werden mit der Gestell- oder Reffsense geworfen, oder abgehauen, und sogleich in Schwaden gelegt.

Nach dem Abbringen vom Halme wird nun

sehr verschiedentlich mit den Früchten verfahren. 1) Einige (z. B. bei Leipzig) lassen den Rübsen u. s. w. gleich binden, und zu 30 Stücken Garben in sogenannte Stauken zusammen setzen, in der er 3 — 4 Tage steht, worauf er dann, wenn die Körner reif und schwarz sind, und das Stroh und Futter dürre ist, auf mit Planen bedeckten Wagen in die Scheune gefahren, *) oder auch auf dem Felde ausgedroschen wird.

2) Andere lassen ihn ein bis zwei Tage in Schwaden und Lagen liegen, wenden ihn dann um, und wenn er zum Einbringen nach der nur beschriebenen Art geschickt ist, so lassen sie ihn binden, und dann einfahren, oder auf dem Felde abdreschen. Da hier die Frucht beim Binden völlig reif ist, so müßte nothwendig viel Saamen durch die Bewegung derselben dabei verlohren gehen: deshalb geschieht das Binden auf ausgebreitteen Planen, und die Lagen werden dazu auf Tüchern, die mit ihren langen Seiten an zwei Stangen befestiget sind, wor-

*) Soll er in die Scheune kommen, so muß er durchaus im Stroh und Futter recht trocken seyn, sonst erhitzt er sich in der Scheune dergestalt, daß er sich entzünden kann. Man muß ihn auch auf die Emportenne nur legen.

an sie von zwei Leuten getragen werden, hintransportirt, wo dann aller Ausfall gesammlet wird; oder aber, man läßt hier auch gar nicht binden, wenn man auf dem Felde dreschen läßt. In beiden Fällen ist nun die Frucht dem Regenwetter zu sehr ausgesetzt; und wenn dasselbe eintritt, muß man oft wenden und aufbinden; und dann ist Körnerverlust unvermeidlich.

3) Im Dessauischen, (und schon ehemals in mehreren andern Gegenden) setzt man daher den Raps und Rübsen auch in Feimen, und zwar entweder so, daß derselbe gleich nach dem Abbringen vom Halme gebunden, und so, oder auch ungebunden, nun gleich auf Feimen gebracht wird, oder daß man ihn erst einige Tage liegen,*) und abdörren und dann auf die Feimen setzen läßt. Dazu werden mehrere Plätze ausersehen; denn man bringt höchstens 18—20 Schock (nicht gern mehr, — man macht lieber mehrere Feimen) auf einen Haufen, oder Feimen. Der Boden wird mit Stroh, oder einem leinenen Plane, und der Haufen oder Feimen selbst mit einem Strohdach bedeckt. So bleibt der Rübsen

*) Wenn der Raps in solchen kleinen Lagen, wovon zwei ein Bund ausmachen, liegt, so nennt man das: auf Fröschen liegen. S. Albert p. 343.

oft viele Wochen lang stehen, *) reifet indeß völlig aus, und wird dann bei schönem Wetter auf zunächst an diesen Feimen angelegten Tennen ausgedroschen. In der Regel hält sich der Rübsen hier sehr gut; wenn er aber viel Gras hat, so erhitzt er sich doch leicht darin so sehr, daß er, wenigstens in der Mitte und unten, wo die Luft nicht hinzu kann, dumpfig wird und auswächst.

Vgl. Sukow Anmerk. in Eckharts Experimental=Oekonomie p. 100. Heerings ökonom. Wegweiser p. 181.

Es frägt sich, welche Methode die beste sey?

Da es bei der Rübsenärnte auf zweierlei vornehmlich ankömmt: a) auf Verhütung des Verlustes an Körnern, b) auf Verhütung des Auswachsens der Körner, und Dumpfigwerdens derselben und des Strohes: so muß man sich in Rücksicht der besten Methode, Raps und Rübsen zu ärndten, a) nach dem Wetter, **) b) nach dem

*) Sommerrübsen habe ich vier Wochen lang bei regnichtem Wetter so stehen sehen, wo er dann aber freilich in der Mitte etwas gelitten, aber im Ganzen sich gewiß besser gehalten hatte, als wenn er in einzelnen Lagen, oder in Stauken dies Regenwetter hätte aushalten sollen.

**) Daß man die Aerndte, wo möglich, nicht eher, als bei

dem Umstande richten, ob derselbe viel Gras oder Futter, d. h. Unkraut hat, oder nicht?

a) Hat nun der Rübsen und Raps kein Gras, und es ist gut Wetter fernerhin auf mehrere Tage zu erwarten, so lasse man ihn gleich nach dem Abbringen vom Halme binden und in Stauken setzen, und nach einigen Tagen, wenn die Körner völlig reif geworden, auf dem Felde abdreschen; oder wenn sich das Wetter geändert hat, oder zu ändern droht, auf, mit Planen bedeckten Wagen, 8 — 10 Mandelweise, in die Scheunen fahren. Das Binden wäre hier eigentlich nicht nöthig, wenn man nicht vielleicht doch einfahren müßte, wozu der Rübsen durchaus gebunden seyn muß. Das Hintragen der Bunde oder Lagen nach der Tenne muß übrigens stets auf den beschriebenen Tragetüchern geschehen.

b) Hat die Frucht kein Gras, oder ist schlechtes Wetter zu fürchten, bis nach dessen Verlauf man, der völligen Reife der Frucht halber, die Aerndte nicht anstehen lassen könnte, so lasse man dieselbe, auf Tragetüchern fort getragen,

gutem Wetter anfangen wird, versteht sich von selbst. Man muß aber auch sehen, wie es ferner zu erwarten steht?

auf Feimen setzen, und diese so lange stehen, bis gutes Wetter geworden ist; und dann lasse man sie entweder auf dem Felde abdreschen, oder auch einfahren; welches besonders beim Sommerrübsen statt finden würde, da er in später Jahreszeit erst reift.

c) Hat die Frucht aber Gras, und ist fortdaurend gutes Wetter zu erwarten, so lasse man sie in dünnen Lagen und Schwaden einige Tage lang liegen, damit das Gras völlig abtrockne, dann, wenn dies geschehen, auf Planen binden, und verfahre alsdann damit, wie sub a gesagt worden.

d) Hat der Rübsen Gras, und ist schlecht Wetter zu fürchten, müßte man aber doch nothwendig ärndten, so lasse man ihn gleich nach dem Hauen in nicht zu große, wohl bedeckte Feimen setzen; wo er sich, da sie der freien Luft ganz ausgesetzt sind, doch auf jeden Fall besser halten wird, als wenn er so feucht in die Scheune gebracht würde, oder in Lagen oder Stauken stehen bliebe.

Uebrigens scheint mir das Ausdreschen des Winterrapses und Rübsens auf dem Felde, wenn es die Witterung irgend erlaubt, allemal vortheilhafter, als das Einfahren und Abdreschen derselben in der Scheune; weil beim Auf- und Abla-

den Körnerverlust unvermeidlich ist, der hingegen dort wohl verhütet wird.

Zu dem Abdreschen auf dem Felde werden dann nun in trocknen, festen Flecken, zunächst an den Feimen, wenn dergleichen gemacht worden sind, Tennen, 12 Ellen lang und breit, gemacht, d. h. die Stoppel wird mit der Schaufel abgebracht, der Boden geebnet, dann mit Pflöcken eine große Plane darüber straff aufgespannet, und darauf nun gedroschen. Ist der Boden nicht trocken oder fest genug, so legt man unter die Plane eine ebene Unterlage von Stroh.

Der Rübsen und Raps dreschen sich übrigens sehr leicht, und drei Mann *) können in einem Tage recht wohl auf einer Feldtenne 6 — 7 Schock abdreschen; weil sie hier die Körner nicht rein machen, sondern nach dem Abdrusch bloß durchs ganze und halbe Aehrensieb gehen lassen, und die durchgesiebte Masse dann in Säcke thun, wo sie nach der Scheune geschafft, und dort erst, jedoch sogleich, reine gemacht wird. Denn es ist wohl zu merken, daß der Rübsen

*) Damit man bald fertig wird, lege man viel Drescher auf einmal an, und mache viel Tennen.

höchstens nur einen Tag in der Spreu liegen darf, länger nicht; da er sonst gleich sich darin erwärmt, anläuft, und dumpfig wird. Wird aber in der Scheune gedroschen, so können 4 Mann recht wohl 6 Schock in einem Tage abdreschen und gleich rein machen. Dies letztere besteht dann darin, daß nach dem Sieben durchs Aehrensieb die Masse noch durchs Radensieb, und durch das drätherne Staubsieb gesiebt, und dann gewurft wird, wo man den Vorsprung zum Saamen aufhebt. Hat man aber die jetzt schon so häufig eingeführte neue Windfegmaschiene, so wird der Rübsen und Raps gleich nach dem Sieben durchs ganze und halbe Aehrensieb in sie gebracht, worauf man ihn in zwei bis drei Sorten, guten, und mittlern und geringern wieder erhält. *) Noch bemerke ich:

a) Der in die Scheune geschaffte Rübsen muß nach 1 — 2 Tagen abgedroschen werden.

b) Das bei dem Abdreschen in der Scheune oder auf dem Felde erhaltene Stroh wird gebunden, und, wenn es genug trocken ist in eine leere Scheune oder luftigen Schuppen gethan, sonst auf Feimen gesetzt, und zu Futter aufgehoben.

*) Wie viel man an Ertrag der Aerndte rechnen können? s. gleich §. 7.

Ist es zu feucht, so würde es sich in der Scheune erhitzen.

c) Im Dessauischen habe ich gefunden, daß viele sonst gute Landwirthe den Rübsen statt des Dreschens auf der Tenne ausreiten ließen. Ich kann wohl einsehen, daß dabei viel Tagelohn erspart werde; aber daß nicht dagegen viel Körner in und an den Rispen bleiben, oder von den Pferden zertreten werden, also auf beiderlei Weise verlohren gehen sollten, davon kann ich mich nicht überzeugen.

Vgl. auch Heinemann über die verschiedenen Arten des Rapsdreschens in Ostfriesland; in den Anzeig. der Leipz. Oek. Soc. Osterm. 1804. p. 19 — 24.

d) Man lasse Rübsen und Raps nur um Tagelohn dreschen; um einen gewissen Scheffel würde es immer zu theuer seyn.

e) Der ausgedroschene und reingemachte Saamen muß sogleich auf luftige, trockene Böden aufgebracht, dünne aufgeschüttet, und in der ersten Zeit, bis er trocken worden, einen Tag um den andern, nachher alle 3 — 4 Wochen umgewendet werden, damit er sich nicht erhitze und dumpfig werde.

Was man zu Saamen und Oel haben will, muß man nun freilich ferner aufbewahren: was man aber roh verkaufen will, *) verkaufe man

*) Ob man Rübsen roh verkaufen, oder zu Oel schlagen soll, s. § 7.

sobald als möglich, wenn nur irgend ein guter Preis ist. Denn beim lange Liegen=lassen kann man dem Eintrocknen und Leichter=werden des Saamens nicht entgehen, welches mehr als 4 Procent Verlust jährlich beträgt, wie in den Oekonom. Nachr. B. VII. p. 894 sehr richtig gesagt wird. Auf Gütern, wo viel Rübsen und Raps gebauet wird, ist er in den letzten Jahren meist von den Müllern schon auf dem Felde behandelt und gekauft worden, — jedoch nicht vom Felde weg, sondern nach dem, was der Ausdrusch gegeben hat: und wir haben den Dresdner Scheffel bis zu 9 Thlr. im Preise steigen sehen. Der Preis dieser Frucht ist übrigens stets sehr ungewiß, und steigt und fällt mannichmal sehr plötzlich, ist auch nie in allen Gegenden zu gleicher Zeit egal. Im Ganzen richtet er sich aber freilich wohl theils nach der Ausbeute an Thran, die der Wallfischfang das letzte Mal gegeben hat, und die den Oelpreis sehr bestimmt; theils, für Sachsen besonders nach den Hoffnungen, die der Sommerrübsenbau in Thüringen giebt, theils nach dem Oelabsatz. Ein Landwirth muß sich daher mit diesen Conjuncturen des Rübsenhandels jährlich bei Zeiten bekannt machen, und darnach, und nach den Geboten, die ihm gemacht werden,

bestimmen, um welchen Preis er seinen Rübsen und Raps verkaufen wolle und könne? Und er nehme in der Regel lieber einen hohen Preis an, als daß er auf den höchsten warte: denn theils tritt dieser oft gar nicht ein, theils verliert dann der Rübsen und Raps wieder durch das Liegen-bleiben an Größe und Schwere so viel, als er am erhöhten Preise gewinnt.

Uebrigens gilt Raps meist 6 — 8 Gr. pro Dresdner Scheffel mehr als Winterrübsen; Sommerrübsen und Sommerraps aber gelten weniger als Winterrübsen; und Sommerraps meist wieder etwas mehr als Sommerrübsen.

§ 7.

III) Von den Vortheilen, die der Raps- und Rübsenbau gewährt, und den mannichfaltigen Benutzungen des Rapses und Rübsens.

Wir haben schon zu Anfang dieser Abhandlung gesagt, daß der Ertrag des Raps- und Rübsenbaues ungemein reich und groß, und der Nutzen dieser Früchte höchst bedeutend sey. Es wird nun darauf ankommen, dieses näher zu erläutern.

a) Vom Ertrage des Feldes.

Es ist zwar wahr, daß der Ertrag dieser Früchte nicht immer in allen Jahren, und in jedem Boden gleich sey; daß vielmehr sehr oft unter mehreren Aerndten die wenigsten recht gut, die meisten mittelmäßig, und einige sogar schlecht auszufallen pflegen: allein wenn die Aerndte einmal recht gut ist, dann ist auch die Nutzung des Feldes so hoch, als man sie fast nie auf eine andere Weise *) erlangen kann; zumal wenn man sogar noch die S. 71 erwähnte Methode befolgen kann.

Man ärndtet in Sachsen in gutem Boden, und wenn die Saat recht wohl gediehen ist, von einer Metze Raps oder Rübsen-Aussaat, 10 Schock, zu 1 Dresdner Scheffel Ausdrusch: **) das ist aber schon eine vorzüglich gute Aernd-

*) Ausgenommen von Kartoffeln etwa, wenn man sie roh hoch verkaufen kann.

**) Hr. von Schönfeld sagt im Leipz. Intellig. Bl. 1778 p. 264, ein Acker mit 2½ Metze Aussaat gebe 30 Scheffel Ertrag. Bernhardt will von 160 Q. R. 10 Malter Rübsen rechnen. Ebend. 1779 p. 116.

te. *) Im Anhaltschen nimmt man nach einem sechsjährigen Durchschnitt an, daß 1 Scheffel Raps Aussaat Berliner Maaßes 5¼ Winspel Ertrag giebt: d. i. das 126ste Korn; dies ist für einen Durchschnitts-Ertrag aber auch schon eine sehr große Aerndte gerechnet: und in Anschlägen möchte dies daher wohl zu viel gerechnet seyn; denn hier könnte man, meiner Meinung nach, nur circa das 80ste Korn rechnen.

Sommerrübsen hingegen giebt ⅕ weniger Ertrag; im Durchschnitt also das 45 — 50ste Korn; Sommerraps aber das 60ste. **) Rechnet man nun auf dem besten Acker zu 300 Q. R. sächs. Maaßes 1¼ Metze Aussaat; und davon 12½ Schock Aerndte, à 1 Scheffel Ausdrusch, so giebt das 12½ Scheffel à 6 Thlr. — oder 75 Thlr. Ertrag.

Könnte man nun noch Sommerrübsen hineinsäen, und rechnete nur circa die Hälfte davon, oder 38 Thlr. dann von der darauf folgenden Kornärndte das 9te, 10te Korn, oder 13 —

*) Aber man kann sie noch höher haben: aufs 200ste Korn. Ich weiß von 3 Metzen Rapsaussaat 40 Scheffel Aerndte.

**) Wenn sie recht sehr gut gerathen, können sie auch das 80ste und 100ste Korn und mehr tragen.

14 Scheffel Ertrag à 2 Thlr., so gäbe dies in 2 Jahren eine Nutzung des Ackers von 140 Thlr. circa. Läßt man aber auch den Sommerrübsen weg, und säet Weitzen in die Rübsenstoppel, so erhält man daselbst das 12te Korn *) von 1 Dresdn. Scheffel Aussaat, also 12 Scheffel à 5 Thlr. Facit 100 Thlr. zweijährigen Ertrag eines Ackers.

b) Von der Benutzung des Rapses und Rübsens.

I) Der Zweck, weshalb man diese Frucht baut, ist bekanntlich im allgemeinen die Anwendung derselben zu Oel.

Es frägt sich hier zuerst, wie viel man an Oel daraus erhalte?

Nach sichern Erfahrungen geben 4½ Scheffel Rübsen Dresdner Maaß eine Tonne Oel à 110 Kannen zu 2 Pfund, oder der Scheffel 45 — 50 Pfund. Raps würde aber wohl einige Pfund mehr geben. **) Vom Sommerrübsen aber giebt 1 Dresdn. Scheffel nur 35 — 40 Pfund.

*) Das ist bei so dünner Saat und in so gutem Boden nicht zu viel.

**) Ist der Rübsen ausgetrocknet, so gehören so viel Viertel-Scheffel zu einer Tonne mehr, als er Jahre liegt.

Vgl. Leipz. Intellig. Bl. 1770 p. 296, da ist auch 45 Pfund pro Scheffel gerechnet. Eckhart Exp. Oekonomie, p. 49. Er rechnet aber von 6 Berl. Scheffeln eine Tonne Oel. Hannöverisches Magazin a.]a. O. p. 719 rechnet von einen Himpten 16 — 18 Pfund Oel.

Wenn nun die Tonne Oel von einigen 20 bis zu 30, ja 40 Thlr. steigt, so sieht man wohl, daß ein Landwirth, welcher seinen Raps und Rübsen selbst zu Oel schlagen lassen könne, weit mehr, nähmlich $_{4}$, ja wohl $\frac{1}{3}$ dabei gewinne.

Denn, rechnen wir für die Tonne 2 Thlr. Schlägerlohn, und beim Böttcher ebenfalls für jede Tonne 2 Thlr., so beträgt das, wenn 36 Scheffel Rübsen 8 Tonnen Oel geben; an Ausgaben pro 8 Tonnen 32 Thlr. pro 36 Scheffel Rübsen à 6 Thlr. 216 Thlr. Summa Ausgabe 248 Thlr.

Dagegen ist Einnahme pro 8 Tonnen Oel à 32 Thlr. . . . . 256 Thlr.
pro 15 Schock Oelkuchen à 2 Thlr. 12 Gr.
nur 40 —

Summa 296 Thlr.

Facit pro Scheffel. 8 Thlr. 6 Gr. 4 Pf.

Vgl. mehrere dergl. Berechnungen Leipz. Intellig. Bl. 1767 p. 262. 1772. p. 346. 1796 No. 35.

Nur gehört dazu: daß man a) sein Oel in guten kühlen Kellern aufheben lassen könne, damit es nicht ranzigt werde; b) daß man stets Absatz an Oel habe, und daher nicht leicht mehr in einer Woche schlagen lasse, als man verkaufen kann.

Liegt das Oel lange, so trocknet es theils sehr in die Fässer ein, (weshalb man auch immer alte Fässer, die schon eingesogen haben, nimmt); theils wird es, zur Zeit des Rübsenkeimens und der Rübsenblüthe auf dem Felde, leicht im Keller sehr unruhig, und schlägt dann leicht um; theils muß man auch viel nachfüllen. Deshalb läßt man also so wenig Oel als möglich lange liegen. *)

Ueber das Oelschlagen selbst Vgl.

Eckhart Experim. Oekonomie p. 688 f.

Beckman Anleitung zur Technologie, p. 224 f wo feinere Haartücher, als sie gewöhnlich

*) Hr. Hofrath Beckmann empfiehlt S. 232 gegen das Ranzigtwerden des Lager=Oels, daß man einen mit einem Brei von Alaunsolution und kalchigter Erde gefüllten Schwamm auf den Boden des Fasses lege.

sind, zum Durchpressen des Oels empfohlen werden, um feineres und besseres Oel zu erhalten.

v. Cancrin praktische Methode, Oelmühlen nach ganz neuer Art anzulegen, mit 7 Kupf. Marburg 1799. 8. 18 Gr.

Reichold's Beschreibung und Abbildung einer Oel-Handpresse. Osnabrück 1788. 8. Recht nützlich zum Wirthschaftsgebrauch.

Remler's Tabellen des wesentlichen Oels aus den Gewächsen. Erfurt 1789. 8. 20 Gr. Zeige ich nur an, um zu bemerken, daß das Buch nicht für Landwirthe, sondern für Apotheker u. dgl. sey.

Rozier zwei Abhandl. über die chemischen Eigenschaften des Oels, und die Cultur der Pflanzen, woraus es gemacht wird. Augsburg 1796. 8. 20 Gr.

(Roziers) Abh. vom Rapsbau, 2ter Theil, p. 43 f.

2) Außerdem dient das Raps- und Rübsenstroh zu Futter fürs Vieh; ersteres, wenn es nur nicht gar zu stark ist, letzteres stets, besonders für Schaafe, die es gern fressen. Kühe fressen es zwar weniger gern; sterben aber doch nicht davon, wie man sonst glaubte. Sonst

pflegte man alles dies Stroh zu verbrennen; es ist dies aber in der That höchst unwirthlich. Zum Einstreuen taugt es jedoch nicht; ausgenommen ganz unten hin zur Unterlage in die leere Miststätte, wo es lange liegt und faulen kann.

3) Die Oelkuchen sind bekanntlich ein treffliches Futter fürs Rindvieh im Winter.

4) Raps- und Rübsenblätter frißt das Vieh grün sehr gern, wie wir schon gesehen haben; sie empfehlen sich daher sehr zum besondern Anbau als Futter; aber das Abblatten kann dazu nicht gut geheißen werden.

§ 8.

IV) Von den Nachtheilen, die aus Raps- und Rübsenbau entstehen können, und den Vorsichtsmaaßregeln zu deren Verhütung.

So vortheilhaft nun der Anbau des Rapses und Rübsens sich im Allgemeinen zeigt, so wenig ist es doch zu läugnen, daß derselbe auch nicht nur der Wirthschaft eines einzelnen Landgutes schädlich, sondern sogar der Kornproduction eines ganzen Landes gefährlich werden könne, wenn er gemißbraucht werde. Denn ein-

mal ist es gewiß, a) daß diese Pflanzen sehr aussaugend sind, und die Kräfte des Ackers in großer Quantität an sich ziehen, und so, indem sie mithin die nachfolgenden Früchte weniger Nahrung finden lassen, der Aerndte derselben Eintrag thun müssen.

b) Nehmen sie allerdings auch einen beträchtlichen Theil des Feldes geradezu weg, der zur Production des Getreides, welches sowohl seiner Körner, als seines Strohes halber von so ungemeiner Wichtigkeit für den Landbau ist, zu bestimmen wäre; und man bemerkt da, wo zu viel Raps und Rübsen gebaut werden, einen großen Abgang von Stroh zur Fütterung und Einstreu, der der Wirthschaft leicht sehr nachtheilig werden kann. Denn niemals und nirgends darf ein bedächtiger, kluger Landwirth sein Strohbedürfniß bloß durch Erkauf zu erhalten glauben; da theils das Stroh oft sehr theuer, theils oft gar nicht zu haben ist. Das zur Fütterung und Einstreu nöthige Stroh muß daher durchaus jeder Landwirth sich selbst zu erzeugen, bedacht seyn.

c) Sind sie sehr mißliche Früchte, die oft mißrathen, und also dann nicht nur keinen Ertrag dem Landwirthe geben, sondern ihm auch die Felder durch Verrasung verderben.

Man hat daher würklich gefunden, daß geldgierige Bauern und Pächter ihren Wirthschaften ungemein großen Schaden durch einen übertriebenen Anbau theils des Sommerrübsens in der Brache, theils des Rapses und Winterrübsens im Winterfelde zugefügt haben; da sie schlecht düngten, ihre Felder schlecht bearbeiteten, wegen Mangels an Stroh und Fütterung auch nicht gut düngen konnten, und so nothwendig ihre Felder aussogen und verdarben. Pächter könnten hier vorzüglich sehr viel schaden, da sie selbst in den 6 oder 9 Jahren ihres Pachtes den Nachtheil nicht empfinden, den sie durch das Aussaugen der Felder vermittelst unklugen Raps- und Rüpsenbaues den Gütern zufügen; und man hat daher mit Recht schon in neuen Pachtkontracten den Pächtern eine gewisse Anzahl von Aeckern fest bestimmt, die sie allein mit jenen Früchten bestellen können sollten, und ihnen dabei die Verbindlichkeit aufgelegt, für die gehörige Bedüngung derselben aufs Beste zu sorgen. Bei Eigenthümern der Güther untergräbt sich ein solcher übertriebener Raps- und Rübsenbau sehr bald von selbst; denn die ausgesogenen Felder tragen bald keine Frucht der Art mehr.

Allein diese allerdings gegründeten Nachthei-

le

le des Raps= und Rübsenbaues gelten und von dessen unkluger, üblen Anwendung, und sind allerdings ganz unvermeidlich, sobald man nur

a) gehörig düngt, wie wir oben angegeben haben;

b) unter 6 Jahren diese Früchte nicht wieder auf dasselbe Feld bringt;

c) nicht das ganze, nicht einmal zu viel Winterfeld ihnen einräumt, und den Kornbau darüber also nicht so sehr vernachläßiget. Man bedenke hierbei wohl, daß sie das, was sie ja allemal dem Getreidebau und der Strohgewinnung durch denselben an Lande entziehen, auch wieder einigermaßen dadurch ersetzen, daß sie Winterfrucht (Weitzen oder Korn) in ihren Stoppeln zu bauen erlauben, wo Sommerfrucht in gewöhnlicher Art folgen sollte, welche bekanntlich stets weniger Stroh giebt, als erstere. Und dann ist ja ihr Stroh selbst auch zur Fütterung sehr brauchbar. Nur geradezu, unmittelbar, und zu sehr dürfen sie den Getraidebau ja nicht einschränken, der doch unstreitig weit sicherer, und auch fürs ganze Land weit wichtiger ist. Es wird demnach vorzüglich darauf ankommen, daß ein solches System in jeder Wirthschaft eingeführt werde, welches nicht nur das rechte Verhältniß

zwischen Futter und Getreidebau etablirt, sondern auch einen Theil der Felder zum Anbau der oft erwähnten Oel- und anderer einträglichen Handelsfrüchte übrig läßt. Durch ersteres wird es möglich seyn, viel Vieh zu halten, durch dasselbe viel Dünger zu erzeugen, und damit die Felder so stark befruchten zu können, daß sie ohne allen Schaden nicht nur jene Handelsfrüchte, sondern auch nach denselben mit völligem Glücke Getreidefrüchte tragen können: so daß es an nichts fehlt, und die ganze Wirthschaft nur durch den unstreitig sehr großen Ertrag jener, besonders des Rapses und Rübsens desto einträglicher wird. Ein wohl bewirthschaftetes Landgut von 4 — 500 sächs. Ackern, wird also recht wohl 15 — 20 — 25 Acker mit Raps und Rübsen bestellen, und oft daraus eine Revenue von 12 — 15 — 1800 Thlr. und mehr nehmen können.

Zum Schluß bemerken wir noch, daß es in der That zu verwundern ist, daß man in den fetten Bruchgegenden der Preußischen Staaten auf den Anbau dieser Frucht noch so gar wenig Rücksicht nimmt, den doch schon Hr. von Benekendorf in seinen Berliner Beiträgen Th. VII. p. 802 f. empfohlen hatte.

III.

Practische Bemerkungen über die Anlage der Miststätten, und die rechte Behandlung des Mistes auf denselben; über das Ausmisten der Viehställe, und deren zweckmäßige Anlage zur besten Gewinnung des Mistes, und besonders der Mistgauche.

Man macht sehr häufig in der practischen Landwirthschaft die Erfahrung, daß diejenigen Dinge, die zu den gewöhnlichsten uud gemeinsten, alltäglichsten in der Wirthschaft gehören, am allermeisten vernachläßiget werden, wenn auch noch so viel auf dieselben ankömmt. Die lange unausgesetzte Gewohnheit, sie zu sehen, vorzunehmen, und mit ihnen zu thun zu haben, ist die Ursache die-

ser Vernachläßigung. Was man so lange schon für hinlänglich gut gehalten hat, das glaubt man, könne auch nicht besser seyn, auch nicht besser gemacht werden. Nur die sorgfältigsten, emsigsten, und bedachtsamsten Landwirthe sind es daher, die gerade auf diese gewöhnlichen landwirthschaftlichen Gegenstände ihr besonderes Augenmerk richten; theils weil sie diese, gerade ihrer beständigen Anwendung und Nothwendigkeit halber, für vorzüglich wichtig anerkennen, theils weil sie eben wissen, wie sehr dieselben noch einer klugen Verbesserung bedürfen.

Wer hat wohl nicht die unumgängliche Nothwendigkeit oder Unentbehrlichkeit des Mistes von jeher eingesehen, *) der auch in den fruchtbar-

*) Es standen zwar in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die französischen gelehrten Landwirthe du Hamel, du Monceau, Tillet, Helmont, und der Engländer Tull mit der Behauptung auf: daß der Mist zur Fruchtbarkeit des Bodens gar nicht beitrage, sondern nur zur Bindung des lockern und zur Auflösung des festen Bodens nöthig sei; Vgl. Allgem. Haushaltungs- und Landwirthschaft Th. I. p. 283. Allein ihre ganz falsche Meinung, daß die Fruchtbarkeit lediglich aus der Atmosphäre entstehe,

sten, von der Natur noch so reich gesegneten Ländern dennoch einmal, wenn auch erst nach einer langen Reihe von Jahren, dem Lande zugeführt werden muß? und dennoch ist beinahe kein Gegenstand in der Landwirthschaft, der gewöhnlich so sehr vernachläßiget, und so sorglos behandelt wird, als der Mist. Hat man auch in den neuern Zeiten auf die möglichste Vermehrung desselben in der Landwirthschaft gedacht, und gedrungen, so hat man doch der Erhaltung und zweckmäßigen Behandlung des gewonnenen Mistes noch keinesweges die nöthige Aufmerksamkeit bezeigt, und dadurch der practischen Landwirthschaft gewiß ungemein großen Schaden zugezogen: indem man dadurch den Ertrag unsrer Aerndten gewiß sehr vermindert hat. Man glaubt, wenn man die Aecker gepflügt, gedüngt und besäet habe, so habe man das Seinige alles gethan; — und sieht nicht ein, daß alles darauf ankomme, wie man? ob man aufs beste und

und zu nehmen sey, wurde bald gänzlich und gründlich widerlegt, und so die Nothwendigkeit des Mistes dargethan: welches nähmlich schon von Wallerius in seinen Chemischen Grundsätzen des Ackerbaues Cap. 15. §. 6 geschah.

nach richtigen Regeln und Grundsätzen gepflügt, gedüngt, und gesäet habe?

Schon an einem andern Orte, nähmlich in meinem Oekonomischen Sammler St. VIII. p. 119 — 38 habe ich auf mehrere Fehler und Mängel aufmerksam gemacht, die die gewöhnliche practische Landwirthschaft bei der Bedüngung der Felder begeht: gegenwärtigen Aufsatz kann man als einen neuen Beitrag dazu ansehen; der aber eigentlich der erstern Abhandlung hätte vorgehen sollen, da er von der besten Erhaltung und Behandlung des Mistes handelt, über dessen würkliche Anwendung und Gebrauch im Felde selbst jene sich verbreitet.

Wir haben hier eigentlich viererlei Gegenstände zu untersuchen und zu beleuchten, uns vorgenommen, die, unserer erwähnten Meinung nach, gewöhnlich so sehr vernachläßiget werden:

a) die Anlage der Miststätten;

b) die Behandlung des Mistes auf denselben;

c) das Ausmisten der Ställe,

d) und die Anlage derselben um die Gewinnung des Mistes und der Mistgauche besonders zu befördern.

Die beiden letztern Gegenstände sind eigentlich mehr als Anhänge und Nachträge anzuse-

hen; indem uns vorzüglich und zuerst beide ersteren hier beschäftigen sollen; und daher wollen wir sie als solche auch nur zuletzt vornehmen, ob sie gleich, da sie in der Praxis diesen vorausgehen, auch hier zuerst erörtert werden sollten oder könnten.

§. 1.

I. Von der Anlage der Miststätten.

Die Miststätte ist der Ort, wo der aus den Ställen herausgeschaffte Mist hingebracht wird, um daselbst so lange aufbehalten zu werden, bis er auf das Feld aufgeführt werden soll. Man nennt sie auch Misthof, Misthaufen, Düngerstätte. Unter Mist aber versteht man eigentlich nur den mit einen Vegetabile vermischten, — verfaulten Auswurf der Thiere; und zwar sowohl den Unrath aus dem Unterleibe, welcher aus dem Ano der Thiere durch den Mastdarm abgeführt wird, als den Urin derselben. Er macht den Haupttheil des landwirthschaftlichen Düngers aus, welcher im Ganzen alle vegetabilische und animalische Theile, die in Fäulniß übergehen, und alsdann zur Nahrung der Pflanzen und Fruchtbarkeit des Bodens beitragen können, und zu diesem Behuf dem Boden zugeführt werden, in sich

begreift. Man verwechselt also Dünger und Mist sehr unrecht mit einander, wenn man sie für völlig einerlei hält. Mist ist allemal Dünger: aber Dünger besteht nicht immer bloß in dem sogenannten Mist. Indeß, da auf die Miststätten auch alle Arten des Düngers gewöhnlich, aber nicht eigentlich mit Nutzen hingeworfen werden, so kann man wohl die Miststätten auch Düngerstätten nennen. Ueber die Anlage dieser Miststätten wollen wir nun folgende Regeln bemerken:

1) Die Miststätte muß allemal zunächst an die Viehställe angelegt werden, damit der Mist sogleich aus ihnen in jene herabgeschoben, oder geworfen, auch die Gauche aus den Ställen sogleich in sie herabgeleitet werden kann: *) und

*) Falsch ist es daher, wenn, wie z. B. in Stieglitzens Encyclopädie der Baukunst Th. III. p. 369 Tab. 17 die Miststätten in die Mitte des Hofes gebracht sind, wo der Transport des Mistes aus den Ställen nach ihnen hin, sehr lästig, und wegen daraus entstehender Verunreinigung des Hofes sehr unangenehm seyn müßte. Man hat dies gethan, um den Gutsherren dieselbe nicht zu nahe zu bringen. Dafür habe ich nun zwar auch in meinem Plan zur Anlage eines Wirthschafts-Hofes, s. m. Oeconom. Samm-

wenn es seyn kann, muß sie dabei gegen Norden, Westen oder Osten, nur nicht gegen Süden liegen; wo der Mist nähmlich der Sonne zu sehr ausgesetzt wäre: weshalb denn bei einer neuen Anlage eines Hofes, bei Erbauung der Ställe zugleich mit hierauf Rücksicht zu nehmen wäre. Bei einer solchen Lage wird die Miststätte dann meistentheils durch die gegen Süden liegenden Gebäude vor der Sonne völlig geschützt seyn.

2) Der gewählte Platz muß nun 2 — 3 Ellen tief, und zwar etwas schräg, so, daß er diese Tiefe vorzüglich auf der einen Seite, nach den höher liegenden Ställen zu, hat, aber doch sonst im Ganzen eben, und nicht voll Löcher ist, wo sich die Gauche hinziehen könnte, ausgegraben werden: und zwar am besten in einem länglichten Viereck. Alsdann wird derselbe auf allen Seiten mit Letten oder Thon ausgeschlagen, wenn der Boden nicht an sich lehmigt und fest ist, und darauf gepflastert: sonst aber wird er auch bloß gepflastert, oder auch bloß mit Letten, 5 — 6 Zoll hoch ausgelegt, um das Eindringen und Ab-

ler St. I. p. 97 — 144 Tab. II. gesorgt, aber doch die Miststätte an die Ställe gebracht.

ziehen der Mistgauche in den Boden zu verhüten, wo sie unnütz verlohren gehen würde. *)

3) Sehr nützlich ist es, nach der jetzigen Art der Engländer, in dem ausgepflasterten Boden der Miststätte in der Mitte einen Hauptkanal von 6 — 8 Zoll Breite und Tiefe, und zu dessen beiden Seiten Nebenkanäle von 5 — 6 Zoll Breite und Tiefe anzulegen, welche die Gauche nach dem, auf der einen abhängigen Seite, oder auf beiden Seiten der Miststätte angelegten Reservoir, Gauchen- oder Gillenloch führen. **)

*) Tiefe Miststätten sind allemal besser, als flache: weil sich der Mist feuchter in jenen, als in diesen erhält. Daß er nicht zu feucht liege, kann schon verhütet werden. S. No. 4.

**) S. Sommerville vollständige Uebersicht der Düngemittel. Nach den Berichten praktischer Landwirthe dem brittischen Landwirthschaftsrath vorgelegt; aus dem Engl. übersetzt, mit Anmerkungen von C. A. Wichmann. Leipzig 1800. gr. 8. 2 Thlr. p. 32. Fig. I. Dies wichtige Werk ist eins von denen, die der berühmte Board of agriculture oder englische Landwirthschaftsrath drucken lassen wollte, um nach und nach über alle einzelne Gegenstände des Landbaues etwas ganz vollständiges zu liefern. Wir haben aber

Sie werden mit Reißern ausgelegt, um sich nicht mit Mist zu verstopfen. Die Reservoirs werden ebenfalls mit Thon, oder mit Lehm einige Zoll ausgelegt, und daselbst eine Plumpe aufgerichtet, aus der man zu der § 2 erklärten Absicht die Gauche herausplumpen kann. Solche Gauchen- oder Gillenlöcher findet man itzt auf deutschen Landgütern sehr häufig an den Endseiten der Miststätten angebracht; nur die Kanäle kennt man noch nicht, die das Abziehen der Gauche nach den Löchern allerdings erleichtern, nur nicht zu sehr befördern dürfen. Hätte daher eine Miststätte nur sonst eine abhängige Lage, so könnte man der Kanäle auch allenfalls entbehren. Diese Reservoirs oder Gauchenlöcher müssen mit starken Brettern überdeckt seyn, damit man nicht hineinfallen könne; und damit auch der Regen nicht eindringe, der die Mistgauche verschlechtern würde.

nur noch ein solches Werk: über die Erbauung der landwirthschaftlichen Gebäude erhalten; da der Board nach seines Stifters und ersten Präsidentens, Sinclairs Abgange sich in seiner Einrichtung eben so sehr verändert, als in seinem Eifer für den Landbau nachgelassen hat. S. über ihre Anlage auch von Steindel: Einige der wichtigsten und nützlichsten Wahrheiten in der Oekonomie. Leipzig 1799. 8. 12 Gr. p. 69 f.

4) Um die gar zu große Austrocknung des Mistes durch die Sonne und Luft, und eben so auch die zu feuchte Lage desselben bei anhaltendem Regenwetter zu verhüten, durch welches beides die Qualität des Mistes auf den Miststätten leiden würde, (p. 130. 131) hat man schon lange auf Mittel gedacht, die Sonne und den Regen von den Miststätten, so viel möglich abzuhalten, oder wenigstens ihre schädlichen, nachtheiligen Wirkungen zu verhüten. In England empfahl man in frühern Zeiten ganz in den Boden eingemauerte Mistgruben; *) allein da die Luft bei ihnen gar nicht gehörig hinzukann, gleichwohl der Zugang der Luft zur Fäulniß des Mistes wesentlich nöthig ist, so können diese, deren Anlage überhaupt in großen Wirthschaften und bei großen Dünger-Vorräthen ungemein kostbar wäre, und aus welchen auch der Transport des Mistes nicht anders als sehr beschwerlich seyn könnte, nicht empfohlen werden. Neulich aber hat man in England zwar auch bedeckte Miststätten eingeführt, die aber doch die Luft gehörig zulassen; indem sie nur auf der Südseite eine 8 — 9 Fuß hohe,

*) S. Allgem. Land- und Haushaltungswissenschaft Th. I. p. 251 Tab. I, Fig. 2.

bis ans Dach gehende Mauer, auf der andern Seite aber nur kleinere vom Grunde herauf nur 5 — 6 Fuß hohe Mauern haben, wo sich dann das Dach, welches die ganze Miststätte bedeckt, auf Pfeiler stützt. *) Auf dem Dache ist dann noch ein Tauben- oder Hühner Behältniß angebracht. Unstreitig schützt eine solche Ueberbauung der Miststätten dieselben hinlänglich, und doch ohne allen Schaden vor Regen und Sonne; allein bei der Ausdehnung und Größe unsrer Miststätten auf unsern so großen, deutschen und besonders auf den preußischen Landgütern, dergleichen die Engländer gar nicht, oder sehr wenige haben, möchte ein solches Gebäude über die Miststätten nicht nur nicht anders als mit sehr großen Kosten zuerst aufzuführen, sondern auch nicht ohne zu beträchtlichen Aufwand zu unterhalten seyn. Auf kleinen Gütern könnte man dergleichen bedeckte Miststätten abrr allerdings auch bei uns mit Nutzen einführen.

In Deutschland hingegen hat man zu dem obigen Zweck, um die Miststätten nähmlich vor Regen und Sonne zu schützen, das Umpflanzen derselben mit Bäumen vorgeschlagen. Al-

*) S. Sommerville a. a. O. p. 33 — 35 Fig. 2 — 3.

lerdings halten diese die Sonne ab und den Mist kühl; allein sie verhindern auch wieder das nöthige Austrocknen der Miststätten nach nassem Wetter. Und gegen den Regen schützen sie doch keinesweges, im Gegentheil lassen sie diesen gewissermaßen zweimal auf die Miststätte fallen; indem die auf den Blättern der Bäume sich gesammelt habenden Regentropfen nach dem Regen nun auch noch auf die Miststätten fallen; zu geschweigen, daß sie auch den nahe stehenden Gebäuden schädlich werden könnten. Indeß wenn man lieber Pyramidenbäume, z. B. italienische Pappeln, als Kronenbäume nehmen wollte, so würde man dergleichen Nachtheile nicht ganz zu fürchten haben; und es würde daher allerdings zu diesem Umpflanzen der Mißstätten mit dergleichen Bäumen dann zu rathen seyn, wenn und wo die Miststätten nicht schon durch ihre Lage an Gebäuden hinlänglich gegen die Sonne geschützt wären. Um nun auf diesen Miststätten die zu große Feuchtigkeit, die der Regen erzeugt, gehörigermaßen unschädlich zu machen, dazu dienet denn die Abziehung der Gauche in die Gauchenlöcher: nur freilich daß das Auslaugen des Mistes durch Regenwasser und das daraus erfolgende Verdünnen und Verwässern der Gauche hier doch nicht gänz-

lich zu verhüten ist. Könnte man aber nicht vielleicht, wenigstens in holzreichen Gegenden, leichte hölzerne zur Seite offne Schuppen über die Miststätten bauen?

5) Die Miststätte muß mit einem Geländer oder einer Barriere von Holz, die vorzüglich an der, den Ställen zunächst liegenden hohen Seite sehr fest und stark seyn muß, indem das Vieh beim Herausgehen aus dem Stalle sich oft sehr drängt und zwängt, umgeben seyn: theils damit weder Vieh noch Menschen herabstürzen, und doch der Mist von dem Stallboden weg gleich in sie herabgeworfen werden kann, theils auch um das darauf gelassene Vieh vom übrigen Hofe abzuhalten.

6) Dies Geländer muß an den beiden schmalen Seiten der Miststätte mit zwei offnen, oder zu öffnenden Eingängen versehen seyn, um die Wagen ein- und ausfahren zu lassen.

7) Um die Miststätte, die in der That durch ihren unangenehmen Geruch, und das An- sich ziehen des Ungeziefers sehr beschwerlich und fatal ist, so daß Manche sie lieber ganz von den Wirthschaftshöfen entfernten, weniger unangenehm zu machen, lege man sie in einiger Entfernung von dem herrschaftlichen Wohngebäude, (s. meinen p. 120 erwähnten Plan einer Hofreede) an; lasse

das Geländer mit weißer Oelfarbe anstreichen, und wenn man so will, dasselbe mit Bäumen einfassen, welches dem Ganzen ein freundlicheres Ansehen geben wird.

§ 2.

II) Von der zweckmäßigsten, besten Behandlung des Mistes auf der Miststätte.

Nicht weniger wichtig, als die gute Anlage der Miststätten, ist auch die zweckmäßige Behandlung des Mistes auf denselben. Es kömmt dabei vorzüglich darauf an:

1) Seine Verwesung und Fäulung *) so zu befördern, daß er zu der Zeit, wenn er auf das Feld gebracht werden soll, weder durch zu gänzliche Auflösung zu viel Nahrungstheile verlohren habe, noch auch zu wenig verrottet, also noch unfähig sey, zur Nahrung der Pflanzen zu dienen:

2) Zu

*) D. h. nicht nur die Verwesung des Unraths der Thiere, sondern auch des damit vermischten Vegetabils und der andern dabei befindlichen Dinge; als des Unkraut-Samens, u. dgl.

2) Zu verhüten, daß er nicht durch Regen, Luft, Wind und Sonne zu sehr ausgetrocknet, oder durch zu viele Feuchtigkeit ausgelaugt werde. Wenn nähmlich der Mist, ehe er aufs Feld gebracht wird, gar zu sehr verfault, und gänzlich aufgelöset ist, so ist eine große Menge des darin enthaltenen Stickstoffs, (azote) schon verflogen; der doch zur Nahrung der Pflanzen hätte beitragen können: und eben dasselbe geschieht auch bei dem Auslaugen des Mistes durch zu viele Nässe; welche oft aber auch dadurch schädlich wird, daß sie die Fäulung des noch unverfaulten Mistes hindert, daß sie das Mistwasser zu sehr verdünnt, und dann häufig auch den Kohlenstoff, den man darin, bei einer Abdampfung desselben, als einen braunen Niederschlag findet, mit sich weg- und fortführt. Dieser Verlust an Stick- und Kohlenstoff ist auch geschehen, wenn der Mist zu sehr ausgetrocknet und ausgedörret ist: wo am Ende nur das ledige Stroh übrig bleibt. Ist der Mist aber noch ganz unverfault, so sind wieder die zur Pflanzennahrung beitragenden Theile in ihm noch gar nicht von einander entbunden und getrennt, sondern werden von einander fest gehalten und können folglich auch nicht zur Pflanzennahrung verwendet werden.

Ad 1. Was nun zuerst die Beförderung der Fäulung des Mistes auf den Miststätten anlangt, so ist unter den Landwirthen eine doppelte sehr streitige Frage:

a) ob es besser sey, den Mist schon im Stalle einen Grad der Verwesung, oder die ganze Verwesung wohl selbst eingehen zu lassen, oder ihn frisch, gleich aus dem Stalle, auf die Miststätten zu bringen?

b) Ob man den aus dem Stalle gebrachten Mist auf der Miststätte dick auf einander legen, oder gleich dünn ausbreiten solle?

Bei der ersten Frage kömmt es eigentlich auch zugleich darauf hinaus, daß untersucht werde: ob es besser sey, die Ställe oft oder seltener auszumisten? und da wir davon a parte zu handeln uns vorgenommen haben, so wollen wir hier nur das Resultat dieser Untersuchung bloß so annehmen: daß man, so vortheilhaft es für den Mist auch wäre, wenn er schon in den Ställen zur Gährung kommen, und die Fäulung eingehen könnte, dennoch aus andern Ursachen denselben frisch auf die Miststätten zu bringen habe.

Es fragt sich also hier nur: ob derselbe alsdann dick auf einander zu legen, oder dünne auszubreiten sey?

Für das erstere sagt man: daß es darum nöthig sey, damit der Mist sich recht erwärme, recht in Gährung komme, und dadurch nicht nur selbst in Fäulung gebracht, sondern auch in Stand gesetzt werde, durch die heiße Gährung den mit ihm vermischten Unkrautsaamen zu tödten, der anders nicht zu zerstören sey, sondern sonst seine Keimkraft stets behalte, und, wenn er alsdann mit dem Miste wieder aufs Feld gebracht werde, sie nun erst recht frech auslasse. Andre hingen erwiedern: daß durch das zu hohe Aufeinander-Liegen des Mistes eine zu große, und solche Erwärmung und Gährung desselben entstehen müsse, daß derselbe ganz ausbrennen, und dadurch eine Menge seiner nahrhaftesten, dadurch flüchtig gemachten Theile nothwendig verlieren werde und müsse.

Meinen eignen Beobachtungen, und den Erfahrungen sehr vieler der aufmerksamsten praktischen Landwirthe nach, scheint diese ganze Frage dahin zu entscheiden zu seyn: daß es allerdings nöthig sey, den Mist, besonders den Rindviehmist (vom Schweinemist siehe nachher) wenn er eben frisch aus dem Stalle auf die Miststätte gebracht worden, zwar zu Anfang dick auf einander legen zu lassen, damit derselbe sich erwärmen, und so die

nöthige Gährung und Fäulung eingehen könne; daß man ihn aber, nach einiger Zeit, nach 3 bis 4 Wochen, je nachdem nun die Witterung wärmer und feuchter, oder trockner und kälter gewesen, — aus einander ziehen, und etwas dünner auf der Miststätte ausbreiten lassen müsse, um die weitere, und zu große Erwärmung zu verhüten.

Am Ende ist und bleibt zwar das Auseinanderbreiten des Mistes an sich unvermeidlich, weil man sonst den Mist in die Lüfte bauen würde, wenn man ihn immer auf einem und demselben Haufen liegen lassen wollte; allein es könnte denn doch auf großen Miststätten zu spät geschehen, wenn man es bloß der Nothwendigkeit überließe. *) —

Zur Beförderung der Fäulung des Mistes auf den Miststätten gehört aber auch noch, daß derselbe weder zu trocken, noch zu naß liege; indem weder ohne gehörige Feuchtigkeit, noch bei zu großer Nässe die gehörige Gährung und Verwesung desselben zu erwarten ist. Was dafür zu thun sey, sehen wir gleich.

*) Es braucht übrigens wohl keiner weitern Bemerkung daß hier nur vom Kuh-, Pferde- und Schweinemist, nicht vom Schaafmist die Rede sey; s. nachher.

Ad 2) Nähmlich nun fragt es sich: was zu Verhütung des zu großen Austrocknens des Mistes sowohl, als des Auslaugens desselben durch große Nässe auf der Miststätte zu thun sey?

Wir haben schon bei der Anlage der Miststätten bemerkt, daß sogleich schon bei derselben hierauf Rücksicht zu nehmen sey; theils durch die Wahl einer solchen Lage, welche sie vor der Sonne schützt, theils durch eigne, dazu angebrachte Vorrichtungen: als durch Auslegung des Bodens mit Thon, oder Pflastersteinen, besonders durch Anbringung von Kanälen in demselben, die die Gauche in besondere Gauchenlöcher führen, aus welchen sie vermittelst einer Pumpe herausgebracht werden kann. Der Behandlung des Mistes auf der Miststätte bleibt es nun noch übrig, dafür zu sorgen: daß 1) wenn das Gauchenwasser sich durch Regen oder durch die eigne Beschaffenheit des Düngers, (d. h. vorzüglich im Sommer, bei der saftigen, grünen Fütterung des Viehes im Stalle, wo das Vieh nicht nur mehr Urin läßt, sondern auch sein Unraths-Auswurf feuchter ist) zu sehr anhäuft, dasselbe in die Gauchenlöcher sich gehörig abziehen könne. Hat man zu diesem Behuf jene p. 124 erwähnten Kanäle angebracht, so geschieht der Abzug von sich selbst;

sonst aber muß man ihn durch Wegschaffung des Mistes von den Gauchenlöchern und durch Oeffnung derselben, wenn sie verschlossen wären, zu bewerkstelligen suchen.

2) Wenn aber der Mist, wegen lange anhaltender Trockenheit, durch Wind und Sonne auf der Oberfläche und weiterhin zu sehr abzutrocknen und auszudörren anfängt, so muß man den ganzen Misthaufen täglich einmal, oder besser zweimal, früh und Abends, mit der aus den Gauchenlöchern ausgeplumpten Gauche begießen lassen. Dies ist durchaus nöthig: wird aber zu häufig von den Landwirthen gänzlich vernachlässiget. Man scheue die Mühe und Arbeit nicht, die dies kostet; sie wird hinlänglich durch die bessere Erhaltung des Mistes verlohnt.

Wie verkehrt und widersinnig daher die ehemalige, noch hier und da anzutreffende Gewohnheit ist, der Mistgauche einen eignen Kanal zu machen, wo sie sich in den ganzen Hof verbreiten, und daraus ganz abziehen könne, braucht hier wohl nicht weiter erinnert zu werden. Man verliert auf diese Weise einen sehr großen Theil seines Mistes; der nicht nur zu dem nur eben angegebenen Behuf nöthig, sondern auch zur Frucht-

barmachung der Felder, besonders aber der Wiesen äußerst nützlich ist.

§ 3.

Noch haben wir hier folgende Bemerkungen anzuschließen:

aa) Fragt sichs: ist es rathsam, den Vorschlägen derer zu folgen, welche verlangen, daß man die verschiedenen Mistsorten, als Ochsen-, Kuh-, Schweine- und Pferdemist unter einander legen solle? um nähmlich der bekannten größern Kälte, und daraus entstehenden Ungeneigtheit zur Gährung und Verwesung der erstern, durch die größere Wärme des letztern, und die daraus bei ihm abfolgende größere Geneigtheit und Leichtigkeit der Gährung abzuhelfen, und wieder umgekehrt, die große Hitze dieses durch die Kälte jener zu mäßigen? um also eine Mistsorte durch die andere zu verbessern?

Es ist darüber folgendes zu bemerken:

a) Da es eine gar nicht unwichtige ökonomische Regel ist: jede verschiedene Art des Bodens mit der für sie vorzüglich passenden Mistsorte zu befruchten, auf den kalten Boden also hitzigen, und auf den warmen Boden hingegen kal-

ten Mist zu bringen; *) und da man in den meisten größern Wirthschaften hitzigen und warmen Boden an den höher liegenden, sandigten, kalchigten und stauberdigten Aeckern, kalte Felder aber an den tief liegenden, thonigten und lehmigten Flächen haben wird, so scheint es in dieser Rücksicht zwar wohl unbedenklich, den Ochsen-, Kuh- und Schweinemist unter einander zu bringen, welche alle drei kalter Natur sind, allein wohl entsteht daraus die Regel, daß man den Pferde- Federvieh- und Schafmist (welcher freilich so eigentlich immer a parte gehalten wird) besonders aufzuheben habe.

b) Man macht da, wo Pferdemist auf den gewöhnlichen Misthof gebracht wird, sehr häufig die Erfahrung, daß die Kühe, wenn sie auf den Mist kommen, denselben mit großer Begierde wegfressen, wodurch sie aber nicht nur ihrer Ge-

*) S. m. Oekon. Sammler St. VIII. p. 122 — nähmlich, theils um überhaupt die Wärme im Boden durch kalten Mist zu mindern, oder der Kälte in demselben durch hitzigen Mist abzuhelfen; theils um insbesondere die zu schnelle Gährung des Mistes im hitzigen Boden aufzuhalten, im kalten aber zu erleichtern und zu befördern, daß sie geschehen sey, wenn der Boden besäet ist.

sundheit schaden, sondern auch allerdings ihrer Milch einen unangenehmen Geschmack zuziehen. Will man daher doch den Pferdemist mit dem Rindviehmist vermischen, wodurch er an sich allerdings etwas gewinnen könnte, so darf dies nur geschehen, wenn man ihn ganz überdecken kann; er wäre also als Unterlage auf die ganz ausgeleerte Miststätte zu legen.

c) Der Schweinemist hat unstreitig eine Menge Unkrautsaamen bei sich, welcher äußerst schwer verfault, und also leicht wieder lebendig mit dem Miste aufs Feld gebracht wird. Aus dieser Ursache scheint es rathsamer, denselben wenigstens nicht gleich zu Anfang auf den gewöhnlichen Misthof zu bringen, sondern erst ihn besonders auf dicken Haufen auf einander legen, und da recht verrotten zu lassen: alsdann wenn dies geschehen, kann man ihn wohl auf den Misthof bringen. Nach diesen Bemerkungen scheint also jener Vorschlag weder ohne Ausnahme von sehr großem Nutzen, noch auch durchaus anwendbar zu seyn.

bb) Auf solchen Gütern, wo starke Viehmastung ist, pflegt man den Mist des Mastviehes auf besondere Haufen, in Quadraten aufzuschlagen; welches man Mistflechten hie und da nennt: weil meistentheils die gewöhnlichen

Miststätten denselben nicht fassen. Ist dieselbe aber groß genug dazu, so würde es doch rathsamer seyn, den Mist des Mastviehes, besonders des Rindviehes, auf sie mit hin zu bringen.

S. Leipziger Intellig. Bl. 1779 p. 77 über das Mistflechten.

Jene besondere Misthaufen müssen denn besonders mit Gauche begossen werden, damit sie nicht zu sehr austrocknen, da sie der Luft ganz ausgesetzt sind.

cc) Wenn die Miststätte ganz ausgeleert ist, so pflegen manche Landwirthe, zu Vermehrung des Düngers, dieselbe mit schwer faulenden Vegetabilien, als starkem Stroh (z. B. von Raps- und Rübsaamen) auch wohl mit Laub- oder Waldstreu, Fichten- und Tannenzweigen, (die aber besser zur Feuerung zu nutzen sind, und welche von noch stehenden Bäumen hierzu abzunehmen höchst unwirthschaftlich wäre) oder auch wohl mit Rasenplaggen und dgl. auszulegen: *) dawider ist nichts einzuwenden. Nur darf eine solche Un-

*) Nur nicht Queckenwurzeln: denn die verfaulen da nicht, sondern erhalten sich ganz gesund, und schlagen dann erst recht aus, wenn sie mit dem Mist wieder aufs Feld kommen. Diese muß man abwaschen, trocknen, und dem Vieh verfüttern.

terlage nicht zu stark gemacht werden; weil sie sonst nicht durchfaulen kann.

dd) Eine noch nützlichere Düngervermehrung aber ist die, daß, alle Wochen zweimal, aller Unrath vom Wirthschaftshofe zusammen gekehrt, und auf einen länglichten Haufen, zunächst an der Miststätte aufgehäuft werde. Derselbe muß alsdann öfters mit Gauche begossen, und von Zeit zu Zeit umgestochen werden: da erhält man einen trefflichen Dünger.

§ 4.

III) Vom Ausmisten der Ställe, ob dasselbe oft oder seltener geschehen soll?*)

Wenn man bei Erörterung dieser Frage bloß Rücksicht auf die durch öfteres oder seltenes Ausmisten der Ställe zu bewürkende Verbesserung

*) Es ist hier bloß von Rindvieh- und Schweineställen die Rede. Schafställe bleiben gewöhnlich, und können ohne Schaden ein Jahr lang unausgemistet bleiben, da der Schafmist weit trockneren Natur ist, und das Schafvieh auch stets herum läuft, seinen Mist überall herum trägt, nicht wie das angebundene Rindvieh, oder enggestellte Schweinevieh auf einem Fleck immer fallen läßt: nur s. § 5. Pferdeställe aber müssen durchaus alle Tage ausgemistet werden, das ist bekannt.

oder Verschlechterung der Qualität des Mistes selbst nehmen will, so fällt die Entscheidung, der Meinung der meisten Landwirthe nach, anders aus, als wenn man den Einfluß dieses Verfahrens auf die Gesundheit des Viehes in Betrachtung ziehet.

Für den Mist nähmlich soll es, der Meinung Vieler nach, besser seyn, wenn er nicht nur zuerst lange in dem Stalle liegen bleiben, daselbst schon in Gährung kommen und die Fäulung eingehen könnte, welches hier leichter geschehen würde, als in der freien Luft, sondern wenn er auch ferner und stets, bis er auf das Feld gebracht würde, in den Ställen bleiben, und daselbst vor dem Verlust der Nahrungstheile, den ihm auf den freien Miststätten Luft, Wind, Regen und Sonne zuziehen, geschützt werden könnte. Hingegen für das Vieh ist, — darin stimmen die vorsichtigen Landwirthe alle mit einander überein, — für das Vieh ist das lange Liegenbleiben des Mistes in den Ställen stets schädlich, weil theils die Ausdünstung des Mistes, die Wärme und die Verengung des Raums, die durch zu hohen Mist entsteht, ferner der zu warme Stand des Viehes auf hohem Miste, *) der Gesundheit

*) Auch die zu große Feuchtigkeit desselben, wenn nicht

desselben nachtheilig seyn, besonders Lungenbrand, Klauenseuche u. dgl. erregen müssen; theils durch dies alles auch nothwendig eine Menge von Insecten, Schmeißfliegen und dergl. herbei gezogen werden, die dem Vieh höchst beschwerlich sind. Vorzüglich würde dies bei der Sommer-Stallfütterung des Viehes gelten. Wenn nun dies Letztere ausgemacht ist, so wäre eigentlich der Grundsatz schon fest bestimmt und unabänderlich: daß man das Ausmisten der Rindvieh- und Schweineställe nicht zu lange anstehen lassen dürfe; allein selbst gegen das Erstere, gegen die durch das Liegen-bleiben im Stalle zu bewürkende Verbesserung des Mistes selbst haben wir folgendes einzuwenden:

1) Wenn es auch nicht unnütz seyn möchte, daß der Mist schon in dem Stalle gleich anfangs in Gährung, als den ersten Grad der Fäulung, gebracht würde, so würde doch in dem verschlossenen Stalle die nöthige gänzliche Fäulung leicht verhindert werden, wenn der Mist zu hoch auf einander läge; noch mehr aber müßte das Ausbrennen des so lange tief unten liegenden Mistes davon zu fürchten seyn.

gehörig eingestreuet würde, was leicht geschehen könnte in sorglosen Wirthschaften.

2) Da das Rindvieh stets an einem Orte steht, so läßt es seinen Mist nur hinten, und in die Mitte, ja was die Kühe anlangt, sogar bloß hinten hin fallen: wollte man nun den Mist lange liegen lassen, so würde durch das in guten Wirthschaften nicht zu unterlassende Einstreuen, hinten eine solche Erhöhung entstehen, daß das Vieh vorn, mit dem Kopfe und Vorderfüßen ganz niedrig stehen würde. Wollte man ihn aber auch vorne eben so hoch, als hinten, also überall gleich viel einstreuen, so erhielte man hier vorn keinen Mist, sondern behielte bloßes Stroh; welches nun doch einmal mit dem eigentlichen Mist auf die Miststätte, oder sogleich auf das Feld gebracht würde, wo es aber ganz unnütz wäre. In den Gegenden, wo man würklich die Kuhställe alle Monate, oder wohl gar nur alle 3, 4, 6 Monate auszumisten pflegt, wie in der Nieder-Lausitz, Pommern, der Mark, und dgl. hilft man sich hiergegen damit, daß man lieber gar nicht einstreut, und das Vieh immerhin bis an die Kniee in Koth stehen, und über den ganzen Körper mit Koth bedeckt seyn läßt; wobei es aber freilich sich nicht anders, als so erbärmlich halten kann, als man es auch würklich daselbst findet. Das ist eine sehr elende Wirthschaft!

3) Durch die beschriebene Anlage der Miststätten, und Behandlung des Mistes auf denselben wird hinlänglich für die gute Aufbewahrung des letztern gesorgt; und das Vieh wird dabei sehr gesund und rein gehalten.

Es wird also Regel seyn müssen: die Rindvieh- und Schweineställe während der grünen Sommer-Stallfütterung, täglich einmal ausmisten, dreimal aber täglich einstreuen zu lassen. Im Winter aber, bei dürrem Futter, oder auch im Sommer da, wo keine Stallfütterung ist, mag die Ausmistung wöchentlich zwei bis dreimal, das Einstreuen aber muß täglich einmal geschehen.

Zur Einstreu ist übrigens unstreitig Stroh das allerbeste, weil es leicht fault, sich gut mit dem Unrath vermischt, und den Transport desselben auch erleichtert. Hat man kein Stroh, so muß man freilich Waldstreu nehmen, u. dgl. nur fault diese schwer.

§ 3.

IV) Von Einrichtung der Ställe zum Behuf der bessern Mistgewinnung, und besonders zur Erhaltung und Benutzung der Gauche.

Ueber die bessere Einrichtung der Vieh-,

vorzüglich hier der Rindvieh- oder Kuhställe wäre fast allen Wirthschaften sehr vieles zu empfehlen; da man diese in der That gar zu häufig noch sehr schlecht, und unzweckmäßig findet. Hier haben wir dieselbe bloß in so fern zu berücksichtigen, als sie Einfluß auf die Mistgewinnung, und besonders auf die Erhaltung und Benutzung der Mistgauche hat. Hierher gehört dann:

a) Der Boden, wo das Vieh steht, ist erst mit Thon auszuschlagen, damit die Gauche sich nicht in den Boden einziehe; dann aber muß er noch entweder mit breiten, viereckigten Lehmziegeln, oder mit Lehmsteinen, die auf die hohe Kante gelegt werden, gepflastert, und etwas abschüßig angelegt seyn, damit die Gauche abfließen könne.

b) Dazu muß am Ende des Fleckes, wo das Vieh steht, eine mit einem Brette verdeckte Rinne angebracht seyn, in welcher die Gauche sich einziehen, und von da entweder in die im Stall angebrachten besondern Gauchenlöcher, oder durch eine andere Rinne nach den Gauchenlöchern in der Miststätte herabgeleitet werden kann. Einfältig genug ließ man, wie schon oben erinnert worden, sie sonst aus den Ställen gerade in den Hof, oder in Gräben ablaufen.

c) Hin

c) Hinter dem Mistplatz jedes Viehes muß ein, eine Elle breiter Gang angebracht seyn, damit man hinter dem Vieh weggehen könne, ohne in den Mist desselben zu gerathen. Auf solche Weise können, bei gehörigem Einstreuen, das Vieh und der Stall sehr reinlich gehalten, und doch kann vieler und guter Mist erzeugt werden.

d) In den Schafställen läßt man die Krippen und Raufen so einrichten, daß sie mit dem Höhersteigen des Mistes höher heraufgeschoben werden können.

e) In den Schweineställen läßt man den Boden mit Thon auslegen; darüber jedoch hölzerne (nur nicht eichene) Bohlen legen, in welchen Löcher sind, wodurch die Gauche sich in den Boden abziehen kann, dann aber sich doch nicht in den Boden einziehet, sondern von da durch Rinnen in besondre Gauchenlöcher geleitet wird.

f) Eben so sind auch die Pferdeställe anzulegen; die man aber auch, weil die Bohlen leicht faulen, oft mit Mauersteinen, die jedoch nur auf die hohe Kante gelegt sind, auslegen läßt. Vortreffliche Anweisung zu dem allen ertheilen die Oekonomisch-veterinärischen Hefte von H. Riem, und Reutter und Heine, oder die Anweisung zur Zucht, Wartung der Haus- und Nutzthiere,

und zu Erbauung ihrer Ställe und Behältnisse, die in 8 Heften, Leipzig 1799 — 1802. gr. 4. bei Voß herausgekommen sind, und 23 Thlr. kosten; wovon aber auch die bloßen Kupfer nebst der dazu gehörigen architectonischen Beschreibung, ohne den ökonomischen und veterinärischen Unterricht: unter dem Titel: Stallungen für Haus- und Nutzthiere, mit Zeichnungen, Grund und Aufrissen von Heine, Leipzig 1804. gr. 4. zu 10 Thlr. verkauft werden, und auch in einer französischen Uebersetzung existiren.

IV.

Etwas zur Beantwortung der Frage: Gehört die Bergbauwissenschaft zur Oekonomie, oder zur Technologie? oder ist sie nicht besser als eine besondere Gewerbwissenschaft anzunehmen?

Es ist durchaus nöthig, daß man jetzt, wo man mehr anfängt, sich mit dem Wesen und Umfang der gesammten ökonomischen und Gewerbwissenschaften genauer und richtiger bekannt zu machen, auch darauf denkt, jeder einzelnen dazu gehörigen Wissenschaft ihren eigenthümlichen Platz anzuweisen, und so das System und den Zusammenhang derselben unter sich richtiger einzusehen, und sicherer zu begründen: damit man wisse, was man von den Gewerbwissenschaften überhaupt, und bei jeder einzelnen derselben insbesondere zu lernen habe.

Unter diesen Gewerbwissenschaften war es nun zeither vorzüglich die Lehre von der Gewinnung und Bearbeitung der Mineralien, oder die Bergbaukunde, die man immer in der Reihe jener Disciplinen nicht gehörig und richtig zu placiren wußte; vorzüglich wenn man dabei auch auf die practische Anwendung und Ausübung derselben, und auf die wirkliche positive Verfassung, in welcher sich das Bergbaugewerbe befindet, Bedacht nehmen wollte: von welchen beiden es doch allerdings zu wünschen scheint, daß sie hierbei allemal berücksichtiget werden möchten, weil sodann den jungen Leuten, die sich zu den practischen Gewerbfächern theoretisch vorbereiten wollen, in ihrem Studium und Erlernung derselben sogleich die richtigste und zweckmäßigste Ansicht dieser Fächer auf diese Weise verschafft werden kann.

Man wußte demnach gewöhnlich nicht, ob man die Bergbaukunde zur Oekonomie, oder zur Technologie rechnen solle? oder wohin sonst? Nähmlich 1) Anfangs wurde sie häufig geradezu zur Oekonomie oder Landwirthschaft gezählt, als der Lehre von Erzeugung und Gewinnung aller nutzbaren Naturalien, unter die freilich auch die Mineralien gehören. Wenn man die Landwirthschaft auf diese Weise erklärt, so ist dies

allerdings richtig; allein es läßt sich eben gegen eine solche Erklärung selbst einiges einwenden, wie wir gleich sehen werden.

2) Nachher rechnete man den Bergbau bloß zur allgemeinen Landwirthschaft, d. h. welche alle nutzbare Naturalien zu erzeugen und zu gewinnen lehre, und nahm eine besondere Landwirthschaft an, d. h. welche nur die eigentlich zu erzeugenden, würklich zu producirenden Naturalien betreffe; wozu man bloß die nützlichen Pflanzen und Thiere rechnen konnte: die Mineralien aber davon ausschließen mußte, da diese nicht producirt, erzeugt werden können. Deshalb hat Hr. Hofrath Beckmann, in seiner neuesten (5ten, im Jahr 1802 erschienenen) Ausgabe seiner Grundsätze der deutschen Landwirthschaft die Lehre von Gewinnung der Mineralien ganz weggelassen, der er doch sonst ein eignes Hauptstück in der frühern Ausgabe dieses Werks gewidmet hatte; wo er vorzüglich vom Torf, und den Steinkohlen, und denjenigen andern Mineralien sprach, die auf eine ganz einfache Weise gewonnen werden könnten, als noch Lehm, Sand, Steinen u. dgl.

3) Einige nähmlich giengen wieder einen andern Weg darin, daß sie die Lehre von Gewin-

nung und Benutzung der Mineralien in zwei Theile theilten:

a) In die einfache Bergbaukunde, d. h. welche bloß die Herausbringung der Mineralien aus der Erde, und die Beförderung derselben zu Tage angienge; und

b) in die Bergwerkskunst, die Lehre vom künstlichen Bergbau, welche den künstlichen Bergbau, besonders die weitere Bearbeitung, Zersetzung, Auflösung, Zugutmachung und Benutzung der herausgebrachten Mineralien zu ihren verschiedenen Zwecken betreffe; wohin sie vornähmlich die Hütten-, und Schmelz-Bergfabrikkunst rechneten. Jene nun zählten sie zur Oekonomie, diese zur Technologie. Und diesen scheint ehemals Hr. Hofrath Beckmann gefolgt zu seyn; oder eigentlich noch mehr

4) denen, die beinahe dieselben Grundsätze, wie erstere befolgten, nnr in einer andern Rücksicht, als diese: indem sie nähmlich ökonomische Mineralien annahmen, d. h. solche, die der Landwirth wegen ihrer einfachen, kunstlosen, keine eigentlichen Bergwerksanstalten erfordernden Gewinnungsart ökonomisch, d. h. mit Vortheil gewinnen könne, und rechtlich gewinnen dürfe: als Torf, Steine und Braun-

kohlen, alle Steinarten, Sand, und Lehm, Thon, Walkererde ꝛc., die in der Regel nur ausgegraben und ausgehauen, von ihren Lagerort weggebracht werden dürfen, und alsdann meistentheils keiner weitern technischen Veredlung zum Gebrauch nöthig haben, wenn sie nicht zu besondern technischen Zwecken angewendet werden sollen, als z. B. Lehm zu Ziegeln u. dgl. Die Gewinnung dieser rechneten sie nun zur Oekonomie. Alle andere Mineralien hingegen, die nur mit vielem Aufwand und Arbeit der eigentlichen Bergwerkskunst, und nicht von jedem Landwirth, als Eigenthümer des Grundes und Bodens, gewonnen, und benutzt werden können; sondern deren Gewinnung, als Regal oder Hoheitsrecht des Landesherrn, bloß diesem, oder dem, welchen er ausdrücklich das Recht dazu verliehen hat, zustehe, d. h. fast in allen, besonders aber den deutschen Ländern, alle Metalle, Salze, Porcellainerde u. dgl. (diese jedoch nur in letztrer Rücksicht) rechneten sie zu den eigentlichen Bergwerken, *) und mit diesen zur Technologie.

*) Uebrigens, daß bei uns in Deutschland der Bergbau fast überall Regal ist, verhindert überhaupt nicht, daß man ihn unter die Gewerbe rechne. Denn die Art und Weise, ihn zu betreiben, von der hier allein die

Meiner Meinung nach thut man nun am besten, wenn man aus dem Vortrag der eigentlichen, besonders aber der deutschen Landwirthschaft die Gewinnung der Mineralien ganz auslässt; und zwar aus folgenden Gründen:

a) weil es denn doch überhaupt keinesweges eine ökonomische Production der Mineralien giebt. Man kann Mineralien gar nicht erzeugen, sondern sie nur wegnehmen, wo sie sind. Denn was man allenfalls zum Wiederanwuchs des Torfes thun kann, ist doch wohl keine eigentliche Production und Cultur zu nennen, und ist und kann nicht eigentlich mineralisch seyn. Eigentliche Landwirthschaft aber erfordert Production und Cultur.

b) Weil es Mineralien giebt, die eigentlich nur zum einfachen Bergbau, wie wir ihn beschrieben haben, gehören, und dennoch nicht von jedem Landwirth in diesem oder jenem Lande gewonnen werden können, da sie, der Verfassung dieses Landes nach, den Regalien zugezählt werden: z. B. selbst Steinkohlen.

Rede ist, ist allerdings stets ein Gewerbe: nur das Recht dazu ist ein Regal.

c) Die Gewinnung des Sandes, Lehms, Thons u. dgl. aus den Erden, die jedem Landwirth auf seinem Guthe zusteht, kann man doch nicht zu einer Art ökonomischen Cultur machen! Was ist da weiter, als sie ausgraben und wegbringen?

d) Die Gewinnung anderer Mineralien ist wieder darum nicht eigentlich ökonomisch, weil sie nicht durch die landwirthschaftlichen Bedienten, sondern durch besondere, in einer eignen, andern erforderlichen Kunst geübte Arbeiter geschieht: sie ist dann mehr ein ökonomisches Nebengeschäft, wenn sie von Landwirthen betrieben wird, so wie die technischen Geschäfte, als Brauerei, Ziegelei, u. dgl. m. es sind, die niemand zur eigentlichen Landwirthschaft rechnen wird. So ist es z. B. mit den Steinen. Wenn sie würklich gebrochen werden müssen, so gehört dies Geschäft zu einer eignen Kunst, der Steinbrecher- oder Steinmetzkunst, einem Handwerke: und auf Gütern, wo Steinbrüche benutzt werden, geschieht die Arbeit darin nie durch das landwirthschaftliche Gesinde, sondern durch besondere Steinbrecher oder Steinmetzer, wie das Brauen durch Brauer, das Ziegelstreichen durch Ziegler. Dasselbe ist der Fall bei Torf- und Steinkohlenla-

gern. Man übergiebt diese besondern Leuten, welche mit der Ausgrabung dieser Mineralien, (die besonders bei den Steinkohlen oftmals mit würklichen Schachten u. dgl. geschehen muß,) nnd mit der weitern Bearbeitung derselben, als dem Streichen des Torfs und der Braunkohlenerde in Ziegeln u. s. w. nach ihren würklichen Kunstregeln umzugehen wissen.

Es sind dies also würklich landwirthschaftliche Nebengeschäfte, die an sich nicht zur Oekonomie gehören, sondern zu einem eigenen Gewerbe.

Am besten ist es demnach nähmlich wohl, daß man die gesammte Lehre von Gewinnung und Benutzung der Mineralien, d. h. die Bergbaukunst oder Bergwissenschaft in a) den einfachern Bergbau oder Bergwerkskunst, d. h. die Lehre von den Anstalten zur geschickten und leichten Gewinnung und Herausbringung der Mineralien; und b) den künstlichen, d. h. die Hütten- und Schmelz- und Bergfabrikkunst, oder die Lehre von der weitern Bearbeitung und Veredlung, d. h. Scheidung, Auflösung, und Zugutmachung der Mineralien, damit sie ihren Zweck, wozu sie gebraucht werden, erfüllen können, — eintheilt: und nun dieselbe, die

in Rücksicht des erstern Theils gewissermaßen, nach dem oben angegebenen allgemeinen Begriff der Oekonomie, ökonomisch, in Rücksicht des andern aber, der allerdings fabrikenmäßig betrieben wird, durchaus technologisch ist, eben dieser Vermischung zweier Gewerbe halber, und wegen ihrer eignen außerordentlichen Weitläuftigkeit und Wichtigkeit, als ein eignes, abgesondertes Gewerbe annimmt.

Wollte man diesem denn seinen richtigen eignen Platz unter den übrigen Gewerben anweisen, so käme es darauf an, wie man die gesammten Gewerbe klassificiren wollte? Dies geschieht nun entweder a) ihrem Wesen und Zwecke nach: dann würde ich viererlei Gewerbe annehmen: 1) das producirende Gewerbe, d. h. welches die nützlichen organischen Naturalien erzeugt, hervorbringt, d. i. die Landwirthschaft. 2) Das gewinnende und verarbeitende Gewerbe, welches die unorganischen Naturalien gewinnt, ohne sie zu produciren, dann aber auch sie weiter verarbeitet und veredelt; d. i. die Bergbaukunst. 3) Das die Producte bloß verarbeitende und veredelnde, d. i. das technische Gewerbe, oder das Gewerk-, Fabrik-, Manufaktur- und

Handwerksgewerbe. 4) Das verschließende Gewerbe, d. h. welches die Vertheilung, den Absatz aller rohen und veredelten Producte unter die ihrer Bedürfenden besorget; d. i. die Handlung.

Oder b) nach ihrer positiven Gewerbs-Verfassung, ihren Gewerbs-Zunft-Gesetzen, und den Orten nach, wo sie betrieben werden. Hier nehme ich a) die Landwirthschaft an, d. h. das Gewerbe des platten Landes, welches auf den Dörfern, ohne Gewerbsverfassung und Gewerbsgesetze, *) b) die Stadtwirthschaft, d. h. das Gewerbe der Städte, wie es in ihnen nach einer besondern Gewerbsverfassung, und Gewerbs- und Zunftgesetze betrieben wird, und wieder zwiefach ist, α) die Technologie, das technische Gewerbe, β) die Handlung.

Und c) die Bergbaukunst, die weder eigentlich in Städten, noch in Dörfern, sondern nur an den einzelnen Orten betrieben werden kann, wo Gelegenheit dazu ist, d. h. wo sich ih-

*) Die landwirthschaftlichen Policeigesetze sind keine eigentgentlichen Gewerb- und Zunftgesetze; der Landbau ist ganz ohne diese, und ohne Gewerbsverfassung im strengen Sinne.

re Materialien, die Mineralien, von Natur vorfinden, jedoch sich allerdings nach einer gewissen Verfassung und Gesetzen richtet.

Wenn man nun auf diese Weise die Bergbaukunst als ein eignes Gewerbe, und als eine eigne Wissenschaft gleichsam begründet hat, so sieht jeder auch bald ein, daß sie zu den eigentlichen Wissenschaften des Landwirths, daß sie zur Oekonomie an sich im Ganzen nicht gehöre. Der Landwirth braucht von ihr höchstens nur so viel zu wissen, als die Mineralien betrifft, die er in seinem Lande auf seinem Gute gewinnen darf und kann.

Die Kenntniß der Erdarten aber für den Feldbau schöpft er aus der Mineralogie, welche eine Hülfswissenschaft der Oekonomie, so gut wie die Botanik und die Zoologie ist. Mineralogie ist aber natürlich keineswegs einerlei mit der Bergbaukunst, deren Grundwissenschaft sie nur ist: und folglich kann der Landwirth mineralogische Kenntnisse besitzen wollen, ohne deshalb Bergbauverständiger seyn zu müssen.

V.

Ueber eine sehr leichte und wohlfeile Art von Feimen oder Diemengerüste, wie sie im Dessauischen hie und da gefunden wird. *)

Man hat schon seit mehrern Jahren verschiedene Erfindungen und Vorschläge zur Erbauung

*) Ueber Feimen und Diemengerüste sind außer Schubarts ök. cameralist. Schriften Th. IV. Taf. 2 noch zu vergleichen: Weihe Abhandl. vom Feimensetzen und einer Feimenkappe, im Leipz. Intelig. Bl. 1800. p. 248. 49. 253 — 58, welche zum Theil auch steht in den Anzeigen der Leipzig. ökon. Societät, Michaelismesse 1799 p. 44 — 64. Krause über nähere Bestimmung de Getreidefeimen (gegen Weihe) in den Anzeigen der Leipz. Oek. Soc. Ostermesse 1801 p. 67 — 97. Leidevitz Abhandl. über Diemengerüste zu Aufbewahrung der Getreide- und Futter-Vorräthe, mit 4 Kupf. Zerbst 1800. 4. 1 Thlr. 12 Gr. (ein für seinen Inhalt zu kostbares Werkchen). Riemann Abhandl. über die Thiemen, in den Oekonomischen Heften, 1802. März p. 203—55, April 287—359 mit 1 Kupf.

und Anlegung der Feimen- oder Diemengerüste für Kleeheu, Stroh oder auch wohl Getreidefrüchte gemacht; und bekanntlich empfohlen vorzüglich der Geheimerath Schubart von Kleefeld und der Oberamtmann Holzhausen eine Art Kleefeimen, bei der ein Rost von Balken auf gemauerten Grundpfeilern steht, und in dessen Mitte eine Esse von vier nicht allzustarken Balken sich findet, in welcher das Strohdach, mittelst einer Winde, mit Strängen herauf- und heruntergelassen werden kann: wie solche nach ihren Vorschlägen und Angaben sehr häufig erbaut und benutzt worden sind. Allein diese Art von Kleefeimen ist theils ziemlich kostbar, indem man sie in manchen Gegenden unter 70 — 80 Thalern schon ehemals, und bey den jetzigen theuren Preisen der Baumaterialien, nicht unter 90 — 100 Thalern erbauen könnte und würde; theils ist sie nicht dauerhaft genug, da sie in 12, 15 bis 20 Jahren, wie ich an mehrern gesehen ha-

Thaer Einleit. zur Kenntniß der engl. Landwirthschaft Th. II. p. 154 — 64 vorzüglich wichtig. Buschendorf leichte und wohlfeile Feimenbekleidung, in den Oekonom. Heften, März 1804 p. 193 — 203. Auch früher schon vgl. Krünitzens Encyklop. Th. IX. p. 454 — 64.

be, sehr wandelbar und reparatur-bedürftig zu werden pflegt; theils endlich fassen dergleichen Feimen nicht genug, sondern man kann darin nur 30 — 40 Fuder Kleeheu à 10 — 12 Centnern oder so viel an andern Dingen aufbewahren.

Außerordentlich gefiel mir daher eine neue Art von Feimen, die ich im Jahre 1801 in der Wirthschaft eines der berühmtesten und vorzüglichsten Landwirthe des durch seine wohl eingerichtete Landwirthschaft und den besonders vorzüglich gut cultivirten Feldbau sich so sehr empfehlenden Dessauischen Landes sahe. Anstatt der Esse stand in der Mitte ein hoher, sehr starker Baustamm, wie man ihn zu Mastbäumen auf Schiffen braucht, der jedoch so tief in die Erde eingelassen, und überhaupt so befestiget war, daß er fest genug stand; und, wenn er ringsherum mit Klee oder anderm Heu, oder Stroh oder Getreide u. s. w. umlegt war, gewiß jedem Sturme trotzen konnte: wie er denn wirklich den gewiß ungewöhnlichen Stürmen des 9ten Novembers und 20sten Februars des Jahres 1800 und 1801 getrotzt hat. Anstatt des Rostes, wird bloß ein starker Grund von Stroh gelegt, und man gewinnt dadurch einen beträchtlichen Raum, welcher sonst durch den Rest der

aufzu-

aufzuscheurenden Frucht oder Masse entzogen wird. Zwar ist nun hier der Luftzug von unten herauf, der bei den Schubartschen Feimen von dem unten hohlen Rost in die Esse, und durch diese sich in den ganzen Haufen zieht, nicht möglich; allein auch nicht so nöthig, da diese Feimen ja immer im Freien stehen. Das deckende Dach wird übrigens nicht mit der bei dergleichen Feimen gewöhnlichen Winde, wie dort, sondern mit einer ordinairen Wagenwinde, die auf den unterzusetzenden, das Dach haltenden starken Hölzern oder Pflöcken aufgesetzt wird, nach Nothdurft heraufgeschoben. Ein solcher Feimen kostet nur gegen 40 Thlr., faßt (ich habe sie von 17 rheinländischen Schuhen im Durchmesser gesehen) an die 50 starke vierspännige Fuder Kleeheu, oder eben so viel an andrer Frucht, und ist sehr dauerhaft und einfach.

VI.

Nachricht von einem äußerst gefährlichen Feinde des Raps= und Rübsenbaues, dem messingfarbenen Glanzkäfer, Nitidula aenea, oder silpha psyllium Fabricii, oder silpha aenea Linnaei. *)

Schon vor 3 Jahren klagte mir ein, den Raps und Rübsenbau sehr ins Große treibender Landwirth, daß er von einem kleinen schwärzlichen Käfer außerordentliche Verwüstungen in seinen ausgebreiteten Rapsfeldern gelitten habe. Dies kleine Insect habe die Blüthenknospen vor dem Aufschließen an= und abgefressen, und so die Blüthe der Saat fast ganz verhindert, und un=

*) Diese Abhandlung steht schon in Leonhardi's Journal für die practische Oekonomie, B. II. Heft II. vom Jahr 1800, ist aber hier, als ein Nachtrag zu der Abhandlung No. II. nochmals abgedruckt worden.

möglich gemacht, folglich beinahe die ganze Aernd-te völlig zerstört und vernichtet. Nach der Be-schreibung, die man mir machte, schien mir dies Insect erst kein anderes zu seyn, als der kleine schwarze Käfer, den man alle Jahre, in allen Gegen-den zur Zeit der Raps- und Rübsenblüthe antrifft; die an sich wegen ihres großen, dabei nicht un-angenehmen Geruchs, und wegen ihrer gewiß rei-chen Nahrung, ein vorzüglicher Lieblingsaufent-halt vieler Insecten seyn muß. Ich glaubte dem-nach, daß diese neue Gefahr des Landbaues ei-gentlich nichts Neues, und vielleicht nur so, wie man sie mir erzählt hatte, etwas übertrieben wor-den sey. Ich hatte damals keine Gelegenheit, die Sache selbst an Ort und Stelle näher zu un-tersuchen. Nachher hielt ich jenes Insekt für den Erdfloh; von dem ich mir nur nicht vorstellen konnte, wie er ein in Blüthe stehendes, also stark bewachsenes Rapsfeld von vielen Ackern so zu zerstören im Stande seyn sollte. Diese letzte-tere Meinung bestätigte sich mir, als ich im April dieses Jahrs den erwähnten Landwirth selbst besuchte, und in den kleinen Insekten, die er mir auf dem damals erst aus dem Winter ge-kommenen Raps zeigte, und die er mit denen, welche jene großen Zerstörungen bei ihm zu jener

andern Zeit angerichtet hatten, für einerlei hielt, — nichts als eine Art von Erdflöhen erkannte; wie ihr Springen und ihr Aussehen deutlich bewiesen. Im Monat Mai 1800 aber ward mir in einer andern Gegend die Gelegenheit, selbst nähere Beobachtungen über dies dem Raps so verderbliche Insekt anzustellen, dargeboten; und das Resultat meiner Beobachtungen ist nun folgendes:

Es war ein Rapsfeld von ohngefähr 1 — 1½ Acker, welches, ob es gleich nicht gar zu dicht bestaudet war, doch immer gerechte Hoffnung zu einer guten Aerndte gab. Zu Anfange zeigten sich nur an jeder Pflanze wenige der messingfarbenen Glanzkäfer, nitidula aenea Fabricii, wofür ich sie erkannte. Als aber der Raps die Blüthenknospen zeigte, und diese aufzuschließen im Begriff war, so hatten sich diese Käfer so außerordentlich vermehrt, daß man 50 — 70 und mehr an einem Stengel sah, welche die Blüthenknospen an- und durchfraßen, ehe sie noch sich entfalten konnten, und folglich die eigentliche Blüthe unmöglich und mithin auch alle Hoffnung auf die Aerndte undenkbar machten. Und obgleich außer diesen Käfern noch einige kleine graue Käfer aus dem Cerambyx-Geschlecht, und andere

Insekten auf dem Raps angetroffen wurden, so waren diese doch nur selten, und die Zerstörer waren unstreitig lediglich jene Glanzkäfer. Nur einige wenige Knospen waren ihnen entgangen und blüheten; aber wie gesagt, dieser waren nur wenige. Bei den andern allen waren die meisten Knospen schon an- und durchgefressen, und bei den noch übrigen mußte man dasselbe Schicksal erwarten: da es wegen Mangels an Feuchtigkeit und Regen nicht zu hoffen war, daß sie bald genug aufblühen, und somit den Angriffen ihrer Feinde entgehen würden. Denn so viel habe ich mit ziemlicher Gewißheit bemerkt, daß nur die noch **unaufgeschlossenen** Blüthenknospen von diesen Insekten angefressen waren; die zur Blüthe entfalteten aber, so bald die Befruchtung völlig geschehen, d. h. so bald die weibliche Blüthe zur Schote geworden war, über die Gefahr hinaus zu seyn schienen: indem man keine Läsion an den Schoten bemerkte; *) und wenn man

*) Man will hie und da auch die Schoten angefressen gefunden haben: allein ich habe es weder dort, noch in einer andern Gegend, wo ich den Käfer traf, gefunden; auch hat mich der zu Anfang erwähnte Landwirth, der zuerst von der Zerstörung dieses Käfers praktische Erfahrungen machte, versichert, daß er nie

auch hie und da ein angenagtes Blüthenblatt fand, so war diese Verletzung gewiß unschädlich, indem ja die Blüthenblätter nun von selbst abfallen und zerstört werden, da sie nach der Befruchtung, die sie bloß beschützen, unnütz sind. Vermuthlich ist also diesen kleinen Käfern nur daran gelegen, die zarten Theilchen der Blüthe, wie sie noch vor der Entfaltung sind, zu genießen, und von dem Genuß der eigentlichen aufgegangenen Blüthe scheint sie entweder der Geruch, oder vielleicht die geringere Zartheit der entfalteten Blüthe, und der Schote abzuhalten. Man fand wohl hie und da auch die Stengel selbst angenagt: allein das war doch seltener, und vermuthlich waren sie daran unschuldig: vielleicht waren die andern Insekten hier thätig gewesen: auf jeden Fall war dies ganz unschädlich. Diese

die Schoten von jenen Käfern angefressen gefunden habe, sondern bloß die unaufgeschlossenen Blüthenknospen und die Blüthenblätter etwa, die aber auch von andern Insekten angenagt seyn konnten. Vermuthlich hat daher ein andres weniger zahlreiches und gefährliches Insekt auch die Schoten angenagt. Denn wenn der Raps und Rübsen dem Zahne jenes Käfers nie entwachsen sollte, so wäre es nicht möglich, daß man je die geringste Aerndte von einem Felde hätte, welches er mit seinem Besuch heimsuchet.

Beobachtung wurde mir durch ein Stück Rübsaamen noch mehr bestätigt, für welches ich sehr besorgt war, indem hier, da das Stück beinahe 14 — 15 Acker zu 300 Q. R. betrug, und außerordentliche Hoffnung gab, der Schaden äußerst beträchtlich gewesen wäre. Das Rübsaamenfeld lag keine Viertelstunde von jenem R psfeld entfernt, und sowohl vor, als bei der Blüthe desselben hatten ich und alle andere die kleinen messingfarbenen Käfer an den Stengeln gesehen, doch lange nicht in der Anzahl, als wir sie nachher auf dem Rapsfelde sahen. Denn manche Stengel waren ganz befreiet davon, auf den andern aber traf man doch nur 4 oder 5 auf jeden an. Wir hielten diese Insekten zwar für die, die uns jener zu Anfang erwähnte Landwirth als so gefährlich beschrieben hatte; allein wie schon gesagt, wir hielten sie, — denn die Erfahrung von der Zerstörung des Rapsfeldes durch eben diese Thiere machten wir erst 14 Tage später, — nicht für so verderblich; weil wir uns erinnerten, sie je und immer auf den Rübsen gesehen zu haben, ohne von ihren Zerstörungen eigne Erfahrungen gemacht zu haben. Der Rübsen blühte daher der Anwesenheit der Käfer ohnerachtet vom 18. April ohngefähr an, nach und bei etwas Regen und

kühlerer Witterung sehr gut auf; bis auf einige wenige Stellen einiger Beete, wo die Pflanzen im Wachsthum zu weit zurück waren, und welche daher erst zu gleicher Zeit mit jenem Rapsfeld, d. h. ohngefähr von dem 26. April an in die Blüthe treten wollten. Diese letztern wurden nun ebenfalls, gerade so wie der Raps, ein Raub dieser Käfer, die auf diesen Rübsenstengeln beinahe in eben der großen Anzahl, wie auf den Rapsstengeln vorhanden waren; sie fraßen ihnen eben so, wie dem Raps, die Blüthenknospen vor dem Aufschließen an und durch, und machten die Blüthe derselben unmöglich; indeß das übrige ganze, schon vor 8 — 10 Tagen in die Blüthe getretene Stück ruhig und unbelägt fortblühte, die Schoten an den abgefallenen Blüthen glücklich ansetzte, und daran von den in nur sehr geringer Anzahl auf ihnen vorhandenen Käfern nicht die geringste Verletzung litte. Denn wie ich nochmals wiederhole, ich fand im Allgemeinen diese nie an den Schoten thätig und verderblich, sondern lediglich an den noch geschlossenen Blüthenknospen des Rapses, und später blühenden Rübsens; und nur hier und da, wie ich auch schon erwähnt habe, waren Blüthenblätter und die Stengel des Rapses selbst angenagt. —

Daß diese kleinen Käfer die geschlossenen Blüthenknospen des Rübsens eben so wie die des Rapses anfraßen, zeigte uns dieses Feld; nur mußten beide zu gleicher Zeit, d. h. etwas später blühen: denn daß das ganze große Rübsenfeld, bis auf die wenigen im Wachsthum zurück gesetzten erwähnten Stellen einiger Beete, den Verwüstungen jener so gefährlichen Insekten glücklich entgangen, und zur völligen Blüthe gekommen war, ist wohl nicht anders als so zu erklären: daß der Rübsen zeitiger als der Raps, (wie schon hinlänglich bekannt ist, nähmlich um 8 — 10 — 12 — 14 Tage früher) blühte, und diesmal gerade zu einer Zeit, wo es weniger warm, und noch öfters regnicht war; wo er denn also theils schneller und besser aufblühen, theils vor den Käfern sicherer seyn konnte, die, so wie alle andere Insekten, nur vorzüglich bei warmer und trockner Witterung so häufig und verderblich sind, und seyn können. Der Raps hingegen, und der wenige nachwachsende Rübsen wollten gerade zu der Zeit, wo es ungleich wärmer war, und gar sehr an Regen und Feuchtigkeit mangelte, aufblühen; die Insekten hatten sich bei dieser ihnen so günstigen Witterung ins Unzählige vermehrt, und so war es ihnen möglich,

alle Blüthenknospen, die sich jetzt erst aufschließen wollten, und die ihre liebste und vorzüglichste Nahrung seyn mögen, *) — ehe diese zum Aufblühen gelangen konnten, ab- und auszufressen und zu zerstören.

Hieraus scheint es sich auch zu erklären, daß, obgleich der Rübsenbau seit so vielen Jahren betrieben worden, dennoch nichts von einer Verheerung desselben durch einen Käfer gehört worden ist; da hingegen beim Raps schon vor 3 Jahren, und wie ich ganz neuerlich gehört habe, auch sonst, zu anderer Zeit, davon die Rede gewesen ist. Allemal blüht nämlich der Rübsen 8 — 14 Tage früher, als der Raps, und gewöhnlich zu einer Zeit, (Mitte oder Ende Aprils) wo es noch zu kalt oder zu regnicht ist, als daß sich jene Käfer und alle andere Insekten so sehr häufig und verderblich zeigen könnten, als bei

*) Es ist wohl wahr, daß diese Käfer, die, wie ich oben schon sagte, gleich beim ersten Wachsthum des Rübsens zugegen waren, sich schon da von der Pflanze genährt haben mußten, sonst wären sie nicht da geblieben: allein, dies war ohne Schaden der Pflanze geschehen. Wir finden ja auf allen Pflanzen Insekten, die sich davon nähren, und dennoch gedeihen diese Pflanzen.

warmer trockner Witterung, wie sie eher in der Zeit der Rapsblüthe einzutreten pflegt, und vorzüglich in diesem Jahr wirklich auf eine ungewöhnliche Weise eingetreten war. Blüht aber der Raps ebenfalls bei kühlerer und nässerer Witterung, so wird er deshalb auch, so wie der Rübsen, von jener Gefahr frei seyn, und ist es zeither aus dieser Ursache auch größtentheils gewesen; der er jedoch heuer, bei der, wie gesagt, wirklich ungewöhnlich warmen und trocknen Aprilwitterung nicht entgehen konnte. Ich fürchte daher gar sehr, daß mehrere Landwirthe in andern Gegenden, als die ich selbst untersucht habe, dieselben traurigen Erfahrungen von den Verwüstungen ihrer Rapsfelder durch jene gefährlichen Käfer, die sich gewiß in mehrere Gegenden verbreitet haben, dies Jahr (1800) gemacht haben werden: und ich werde mich bemühen, Nachrichten darüber einzuziehen, und dieselben nachzutragen. *)

Bis jetzt weiß ich nur, daß man in der Gegend von Penig, Frohburg, Borna, auch bei

*) So viel ich weiß, hat in den letzten Jahren 1802 — 1804 weder der Rübsen noch der Raps von diesem Feinde gelitten; der, wie alle Insekten, gewiß nur zu manchen Zeiten, in manchen Jahren, — nicht immer erscheint, und erscheinen wird.

Zeitz über seine Verheerungen klagt; und auch bei Leipzig habe ich ihn gefunden, jedoch nicht in so ungeheurer Anzahl, als an andern Orten; und daher ist auch der hieselbst angerichtete Schade nicht so groß.

Was folgt nun für die praktische Oekonomie aus diesen Erfahrungen und Beobachtungen über diesen neuen so gefährlichen Feind derselben?

Niemand wird wohl läugnen können, daß dieß bei der jetzt in allen Gegenden so ausgebreiteten Cultur des Rapses und Rübsaamens, die so äußerst einträglich und reichhaltig ist, die so viele Sorgfalt und Arbeit kostet, (— denn ein guter Rapsacker muß nicht allein an sich von guter Beschaffenheit, sondern auch recht sorgfältig bestellt, und tüchtig gedüngt seyn,) aus der so viele Landwirthe, hauptsächlich Pächter, einen vorzüglichen Theil ihrer Einkünfte, ihres Pachtes zu nehmen hoffen, eine Sache von großer Wichtigkeit sey: und ich habe wohl nicht Ursache, dies noch näher zu erklären.

Es würde gewiß eine unnütze Arbeit seyn, auf Mittel, wie man diesen argen Feinden des Landbaues entgegen gehen, und sie vertilgen könnte, zu denken. Sie sind in viel zu ungeheurer Anzahl vorhanden, und ihr Tummelplatz ist auf

den jetzt so weitläuftigen Raps- und Rübsenfeldern viel zu groß, als daß Menschen ein Mittel ersinnen könnten, sie davon zu vertreiben. Wollte man sie auf irgend eine Art abschütteln, so würden sie bald wieder heraufkriechen; auch fliegen sie ja überdem. Das Ausstreuen von Kalch, Gips und dergleichen andern den Insekten verderblichen Mineralien würde theils die Weitläuftigkeit der Felder unmöglich, theils die Beschaffenheit dieser Insekten selbst unnütz machen. Gegen die Schnecken möchte es helfen, aber nicht gegen die stark und glatt bedeckten Käfer. Also nichts als kühle, oder kalte, nasse Witterung scheint ein Mittel gegen sie zu seyn; diese kann aber der Mensch nicht mit freier Gewalt sich schaffen, oder veranlassen, sondern er kann sie nur von der allgütigen Vorsehung mit frommem Vertrauen wünschen und hoffen.

Was bleibt daher nun den Landwirthen selbst zu thun übrig, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, Felder, von denen sie sich mit Recht die schönsten, reichsten Hoffnungen gemacht hatten, weil sie alles thaten, was die ländliche Industrie dazu erforderte, — plötzlich und auf einmal von einem unbezwinglichen Heere jener gefräßigen Käfer zerstört und beraubt werden zu sehen?

Ich glaube, berechtigt und veranlaßt durch die angeführten Resultate meiner Beobachtungen über die Sache, daß der, welcher es nicht wagen und riskiren wolle, den Raps in der Hoffnung, daß gerade zur Zeit seiner Blüthe kühle und nasse Witterung eintreten, oder daß der Raps überhaupt dies Jahr gerade von jenen fürchterlichen Insekten, die zwar wohl schwerlich alle Jahr gerade in derselben Maaße vorhanden seyn werden, wie dies Jahr, — befreiet seyn werde, — daß der, sage ich, den Rapsbau verlassen, und lieber lediglich Rübsen bauen müsse; der wegen seiner jedesmal frühern Blüthe, in der Regel immer von dieser Gefahr befreit seyn wird, und der überhaupt, wie ich wirklich bemerkt zu haben glaube, jenen Käfern nicht die liebe und willkommene Nahrung zu seyn scheint, als der Raps, welcher, wie bekannt, anderer Natur, nähmlich eine Kohlart ist, da hingegen der Rübsen zu den Rüben eigentlich gehört. Wo diese Käfer auch in den später nachgewachsenen, und zur Blüthe gehenden Rübsen angetroffen wurden, und ebenfalls die Blüthenknospen anfraßen, da schienen sie mir doch nicht in dem Grade häufig und gefräßig zu seyn, als im Rap-

se: *) denn viele Rübsenblüthen, selbst an diesen Stellen der Beete, blühten doch auch noch auf, da hingegen der Raps eigentlich gar nicht zur Blüthe kam.

In wie fern der Landwirth bei Verlassung des Rapsbaues, und größerer Einführung des

*) So schien es mir: allein andere Nachrichten behaupten wiederum, daß die Käfer im Rübsen, der mit dem Raps zu derselben Zeit geblüht habe, eben so häufig und gefräßig gewesen seyen, als im Rapse: wohl aber haben einige Landwirthe einen Unterschied in Rücksicht der Lage der Felder bemerkt. Nämlich sonderbar genug haben sie Felder, die im Thale, im Schatten, nahe an Hölzern lagen, am meisten davon angegriffen gefunden, und schrieben dies daher dem nahen Holze zu; die hoch- und sonnicht liegenden weniger. — Was ich von Rapsfeldern gesehen habe, welche die Käfer heimgesucht hatten, lag aber doch der Sonne ausgesetzt, und keinesweges schattigt. Fortgesetzte Beobachtungen und Erfahrungen müssen uns über das Nähere und Zuverlässigere dieser und mehrerer anderer widersprechenden Bemerkungen über diese Käfer näher unterrichten. Es war meine Pflicht, sie alle, so viel ich ihrer kenne, hier anzuführen; wenn sich auch einige noch widersprechen. — So viel ist aber gewiß richtig, der Rübsen ist in der Regel dadurch weit mehr und am meisten gesichert vor jenem Käfer, daß er allemal weit früher und zur Zeit einer kühlern, feuchtern Witterung blüht.

Rübsenbaues verliehren werde, das ist aus der Abhandlung sub No. II. zu ersehen.

Dann fragt sichs nur noch: was zu thun sey, und wie es möglich sey, dem Schaden einigermaßen beizukommen, wenn jene Käfer würklich ihre Zerstörung angerichtet haben?

Sieht man, daß der größte Theil der Pflanzen dennoch Schoten angesetzt hat, (was man aber nicht bloß an den Rändern der Felder, wo ich die Käfer am häufigsten gefunden habe, sondern auch in der Mitte untersuchen muß) so lasse man alles stehen; man erhält doch noch eine leidliche Aerndte. Im Gegentheil aber lasse man die Pflanzen abhauen, das Feld umpflügen, und mit Gerste oder Sommerrübsen, Sommerraps bestellen.

VII. Ueber

VII.

Ueber das Lesen der ökonomischen Schriften.

Einleitung.

Bei dem außerordentlichen Eifer, womit vorzüglich seit einigen Jahrzehnden das Studium der Oekonomie, der edelsten Wissenschaft, der je menschlicher Fleiß gewidmet worden ist, der ersten Wissenschaft unstreitig, wenn man bedenkt, daß sie die Grundlage unsrer Existenz enthält, — unter allen Ständen betrieben wird; ist es gewiß für die Untersuchungen derer, die den eigentlich wissenschaftlichen Unterricht derselben übernommen haben, einer der wichtigsten Gegenstände, die Mittel und Wege sorgfältig zu prüfen und aus einander zu setzen, welche dieses Studium möglichst befördern, erleichtern, und alle ihm entgegen stehende Hindernisse vertilgen können. Dieser wichtige Gegenstand gewinnt noch

mehr an Wichtigkeit, da diejenigen, die auf eine verschiedene Art zu vorzüglichen Kenntnissen und besonderer Geschicklichkeit in dieser Wissenschaft gelangt sind, sich über diese Mittel und Wege des Studiums derselben in zwei ganz von einander abgehende Partelen theilen, wovon jene des einen größtentheils oder wohl gar immer entbehren zu können glaubt, während diese für die Nothwendigkeit und gänzliche Unentbehrlichkeit desselben nicht Worte genug finden kann.

Dies ist denn der Fall besonders mit der Lektüre der ökonomischen Schriften, über deren Wichtigkeit, Nutzen und Nothwendigkeit für jeden, der die Landwirthschaft gründlich zu studiren und in einer glücklichen Praxis anzuwenden Willens ist, die Meinungen und Urtheile der besten bloß empirischen Oekonomen, und derer, die die Theorie mit der Praxis in ihrem Studium der Oekonomie zu verbinden weise genug waren, so gänzlich von einander abweichen. Da ich die so genannten reinen Theoreten, denen man, und wohl nicht immer mit Unrecht, in keiner Wissenschaft weniger Achtung erzeigt, und weniger Glauben beizumessen geneigt ist, als in der Oekonomie, einer Erfahrungswissenschaft, die nur durch praktische Anwendung, und dadurch allein mögliche

Prüfung, Berichtigung und Bestätigung der in ihr enthaltenen eigentlichen Grundsätze vollständig und gründlich erlernt werden kann, — da ich diese Theoreten, sage ich, hier, als eine in ihrer Meinung über diese Sache abgehende Partei gänzlich aus dem Spiele gelassen habe: so sieht wohl ein Jeder sogleich ein, daß unter den zwei angegebenen Parteien, die zweite, welche gewiß in das Wesen dieser Wissenschaft weit tiefer eingedrungen ist, vor der erstern, oder den bloßen Empirikern, die Oekonomie, welche doch unstreitig eine Wissenschaft ist, ohne Grundsätze, nach bloßen Faktis und Erfahrungen kennen lernen wollen, den vorzüglichsten Beifall verdiene. Allein eine genauere und sorgfältigere Prüfung und Untersuchung nicht nur des Nutzens, sondern auch des Schadens, welche beide, dieser oft eben so gefährlich und nachtheilig, als jener heilsam und wohlthätig, in mannigfaltigen Quellen aus der Lektüre der ökonomischen Bücher über das Studium und die Betreibung der Landwirthschaft sich ergießen, wird dies unstreitig noch näher erläutern und rechtfertigen, und eine Aufstellung der Vorsichtsregeln, jenen mit Vermeidung dieses glücklich zu erreichen, wird diese Prüfung und Untersuchung noch nützlicher machen.

Dieß sind denn die drei Gegenstände gegenwärtiger Abhandlung, die daher in die folgenden drei Abschnitte zerfällt.

Erster Abschnitt.

Von dem Nutzen, welcher aus der Lektüre der ökonomischen Schriften für das Studium der Oekonomie entspringt.

§ 1.

Der erste Gegenstand, den wir, der vorangeschickten Einleitung nach, zu untersuchen und aus einander zu setzen haben, ist der Nutzen, welchen die Lektüre der ökonomischen Schriften so reichlich und wohlthätig über das Studium der Landwirthschaft verbreitet.

Bei dieser Untersuchung haben wir folgende zwei Fragen zu erörtern:

1) Welcher Nutzen überhaupt aus der literarischen Bearbeitung der Oekonomie für das Studium derselben entstanden sei?

2) Wie der Nutzen der ökonomischen Lektüre bei dem Studium der Oekonomie sich insbesondere in einzelnen Fällen wirksam und wohlthätig zeige?

§ 2.

I. Was die erste Frage betrifft: welcher Nutzen überhaupt aus der literarischen Bearbeitung der Oekonomie für das Studium derselben entstanden sei?

so wird sie gewiß befriedigend genug beantwortet werden, wenn wir beweisen: daß nur durch die, seit dem Anfange, vorzüglich seit den zwei letzten Drittheilen des vergangenen Jahrhunderts sich ausbreitende literarische Bearbeitung der Oekonomie, die Kultur derselben in unserem Vaterlande sich zu erheben, immer höher zu steigen und vollkommner zu werden, und vorzüglich sich geschwinder zu verbreiten anfing. Die Landwirthschaft nämlich, welche als ein nur des Bauers würdiges Nahrungsgeschäft, dessen nun einmal bekannte und gewohnte Betreibung ihn nicht im mindesten an Verbesserung und Vervollkommnung desselben nur denken ließ, bis dahin größtentheils oder beinahe allein in den rohen Händen des Bauernstandes geblieben war, *)

*) Wenn auch in einigen Gegenden dieser oder jener Zweig der Landwirthschaft mit Glück betrieben ward, so lag das doch gewiß selten oder gar nicht an denen, in deren Händen sie war; sondern bald an der

wurde nun durch die Bemühungen der Gelehrten, vorzüglich derer, welche die Naturgeschichte, Physik, Chemie und Mathematik bearbeiteten, und diese Wissenschaften zur Vervollkommnung der Oekonomie anwandten, — selbst zu einer Wissenschaft erhoben, die die Fürsten des öffentlichen Vortrags auf den Kathedern der Universitäten, der Bearbeitung der gelehrten Gesellschaften würdig erklärten, und die nun auf diese Art der Sorge auch der gebildetern und gelehrten Stände übergeben wurde. Nun fing sie an von denkenden Köpfen mit besonderm Fleiße in Schriften ausgebildet; ihre Erfahrungen begannen gesammelt, auf Grundsätze gebracht, systematisch geordnet, durch die Resultate der Entdeckungen und Beobachtungen der Physik, Chemie, Naturgeschichte und Mathematik erläutert, berichtigt, bestätigt und vermehrt, und mit denselben, wo sie mit einander nur in Verbindung standen, gleichsam ausgerüstet zu werden. Nachdem sich die Oekonomie als Wissenschaft so einen Grad von Achtung und Würde erworben hatte, gewann auch ihre prakti-

außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens, bald an andern glücklichen zufälligen Verhältnissen; und ist so speciell, daß unser Satz immer im Allgemeinen dabei bestehen kann.

sche Betreibung nach und nach die Liebe denkender Männer aus den gebildetesten Ständen, die sie häufig den trägen Bauern entrissen, mit dem größten Eifer sich ihrer annahmen und, unterstützt durch reiche Kenntnisse der erwähnten Hülfswissenschaften, die Oekonomie mit einer Menge der größten, wichtigsten Verbesserungen ihrer Fehler, Ergänzungen ihrer Lücken, mit heilsamen neuen Erfindungen und Entdeckungen bereicherten, die sie meist in Schriften bekannt machten. So ward die Oekonomie nach und nach immer von einer Stufe der Kultur zur andern empor gebracht; und wenn man auch noch keinesweges behaupten kann, daß sie im Ganzen schon die höchste Stufe erstiegen habe, so ist doch theils gewiß der Weg dazu jetzt weit gebahnter, die Hoffnung dazu weit gerechter als ehemals; theils giebt es auch wirklich einzelne Zweige der Oekonomie, denen man eine seltene Vollkommenheit nicht absprechen kann; eine solche, die man bei wenig andern Erfahrungswissenschaften finden wird.

Auf welche Art könnte es auch je möglich sein, diese Kultur der Landwirthschaft geschwinder und in weiterm Umfange zu verbreiten, als durch die ökonomischen Schriften, die in die entferntesten und einsamsten Gegenden gelangen,

welchen es sonst unmöglich wäre, nur ein Wort von ökonomischen Neuigkeiten zu erfahren? Wie kostspielig und langwierig wäre ihre Verbreitung durch Emissäre, denen die Belehrung der dortigen Landwirthe aufgetragen wäre? oder welche unendliche Zeit gehörte dazu, wenn man sie von dem Zusammentreffen der Menschen, von Gesprächen und Briefen erwarten sollte?

§ 3.

II. Wir kommen nun zur Beantwortung der zweiten vorgelegten Frage, welche der eigentliche Gegenstand dieses Abschnittes ist:

Welcher Nutzen entsteht insbesondere und im Einzelnen aus der ökonomischen Lektüre für das Studium der durch die literarische Bearbeitung so ausgebildeten Landwirthschaft?

Wir können fünf Wirkungen dieses Nutzens aufstellen, die alle von der größten Wichtigkeit sind. Durch die ökonomische Lektüre nämlich gelangt man

1) weit geschwinder und angenehmer,

2) zu weit vollständigern,

3) zu weit sicherern und gründlichern,

4) zu, für den einzelnen Landwirth sowohl,

als für den ganzen Staat weit nützlichern Kenntnissen in der Oekonomie, als es ohne sie möglich ist.

5) Ist sie für diejenigen, welche das Studium der Landwirthschaft interessirt, ohne daß sie zu deren praktischen Erlernung Zeit oder Gelegenheit haben, der einzige und nothwendige Weg, dieselbe genau und gehörig kennen zu lernen.

§. 4.

I. Man gelangt bei dem Studium der Oekonomie durch die Lektüre der ökonomischen Bücher weit geschwinder, als es ohne sie möglich ist, zu größeren Kenntnissen und einer höhern Geschicklichkeit in derselben; und dies, so nützlich es auch an sich schon ist, macht auch dieses Studium weit angenehmer.

Wenn man, wie der größte Theil unsrer wirklichen Landwirthe, seine ganzen Kenntnisse in der Oekonomie bloß aus dem, was man selbst an den Orten, und zu der Zeit, wo man die Landwirthschaft, wie man das nennt, praktisch erlernte, gesehen, was uns da von dem Lehrer gelehrt und gesagt worden ist, geschöpft hat: so

kann man doch unmöglich, auch wenn das Studium oder die Erlernung der Landwirthschaft auf diese Art viele Jahre lang fortgetrieben worden ist, alle Zweige und Gegenstände derselben kennen gelernt haben; weil sie nie alle in einem und demselben Orte, oder zu einer und derselben Zeit vereinigt gefunden werden. Oder wenn man auch die Gelegenheit sie kennen zu lernen, an verschiedenen Orten und Zeiten aufsucht; so gehört dazu nothwendig, nicht allein eine größere Anzahl von Jahren, sondern auch ein größerer Aufwand von Kosten, welche beide die Umstände und Verhältnisse der meisten Lernenden größtentheils nicht verstatten. Diejenigen, die nun einmal schon die Oekonomie an einem gewissen Orte als Pächter oder Gutsbesitzer praktisch betreiben, können vollends nicht daran denken, über solche Zweige der Oekonomie, die sie nicht selbst mit unter den Händen haben, anders als durch Gespräche mit Landwirthen anderer entfernteren Gegenden irgend einmal unterrichtet zu werden. Wären hingegen beide weise genug, bei der Erlernung und Betreibung der Landwirthschaft diejenigen Bücher, die ihnen den besten Unterricht über solche Zweige und Gegenstände der Oekonomie geben könnten, zu Rathe zu ziehen; so wür-

den sie in kurzer Zeit und mit weit wenigern Kosten den verlangten Unterricht erhalten.

Dies aber nicht allein. Die Eingeschränktheit, in welcher jene, die gar keine ökonomischen Bücher zur Hand nehmen wollen, die Oekonomie kennen lernen, läßt sie theils von manchen wichtigen Dingen gar nicht einmal etwas ahnen, theils kennen sie die ihnen bekannten Sachen gar nicht in ihrem eigentlichen Umfange; bis erst zufälliger Weise irgend eine Zeit ihnen die erste Notiz von dem Daseyn jener giebt, oder über diesen sie belehrt. Wer hingegen immer ökonomische Bücher liest, der wird dadurch sogleich zum Nachdenken über das Gelesene angereitzt, und kommt dadurch sehr früh und geschwind nicht allein zu weitläuftigern, sondern auch zu ganz neuen Kenntnissen in seinem Fache.

Man hat nun aber von diesem schnellen Fortschreiten im Studium der Oekonomie nicht allein an sich die wesentlichsten Vortheile, sondern sie haben auch die heilsame Folge, daß man die Wissenschaft lieb gewinnt, sich gern und mit Lust, und folglich immer mit Glück, mit ihr beschäftigt; weil man den Lohn seiner Mühe, und seines Fleißes, — das Vorrücken in Kenntnissen, — vor Augen sieht. Wer hingegen, ohne

durch Lektüre seine Kenntnisse zu bereichern, sie bloß aus dem, was, und wenn und wie er es selbst sieht und erfährt, sammeln und vermehren soll, dem muß nothwendig, da doch nicht immer Gelegenheit dazu da ist, seine Lernmethode, wenn er auch sonst Lust und Eifer zum Lernen hat, langweilig, und am Ende gar widrig werden, weil er nicht immer Nahrung für seinen Durst nach neuen, mehreren Kenntnissen findet, und seine geringen Fortschritte ohne lohnende Genugthuung betrachten muß.

§ 5.

Hiermit hängt II. eine zweite Wirkung des Nutzens der ökonomischen Lektüre genau zusammen, daß man nämlich dadurch im Ganzen weit vollständigere Kenntnisse in der Oekonomie erlangt.

Zur Erläuterung dieser Behauptung gehört nicht allein alles das wieder, was wir bisher unter Nr. I. gesagt haben, sondern noch folgender wichtige Punkt:

Man nimmt durch die Bücher an den Erfahrungen, Beobachtungen, Entdeckungen und Erfindungen, kurz an dem gesammten Schatze ökonomischer Kenntnisse, nicht bloß vieler einzel-

nen Männer, sondern ganzer Länder Theil; — ein Glück, was man ohne Bücher nicht anders, als durch Reisen zu jenen und in diese erreichen könnte, wozu Mittel und Wege Tausenden verschlossen sind.

Welche unendliche Vortheile aber daraus für die Vervollkommnung des Studiums der Oekonomie entstehen, muß wohl Jedem sogleich einleuchtend seyn; wir wollen sie aber deutlicher in folgende Sätze zusammen fassen.

a) Man lernt so die bekannten ökonomischen Gegenstände von weit vielfacheren Seiten, und in ihrem ganzen Umfange kennen: denn man liest die Resultate, genießt die Früchte des Scharfsinns, Nachdenkens und Fleißes vieler Hunderte, und mehr. Da hingegen die Kenntnisse, die man selbst allein nur aus dem sammelte, was man von ihnen selbst sah oder hörte, nicht anders als höchst mangelhaft und einseitig seyn können. Durch die ökonomische Lektüre aber erfährt man die verschiedenen Arten, Mittel und Wege die ökonomischen Produkte zu erzeugen, zu behandeln, zu benutzen und anzuwenden.

b) Man macht mit ganz neuen ökonomischen Gegenständen Bekanntschaft. Man erhält Nachrichten von Früchten und Fruchtsorten, die von

andern Landwirthen in andern Gegenden mit Glück gebaut, von den Geräthschaften und Maschienen, die dort bei der Landwirthschaft mit Nutzen gebraucht werden, oder ganz neuerlich hier oder dort erfunden worden sind.

c) Man erhält vornehmlich dadurch Kenntnisse von den Hülfs- und Nebenwissenschaften der Oeconomie, deren Nutzen und Nothwendigkeit itzt so ausgemacht ist, daß wir ihn hier weiter zu erläutern nicht nöthig haben. Und man findet diesen Unterricht in Schriften desto gewisser und vortheilhafter, je weniger es an gründlichen Schriften über die meisten dieser Wissenschaften fehlet, zu denen nämlich nicht nur die Naturlehre, Physik und Chemie, und die Naturgeschichte, oder die ökonomische Zoologie, Mineralogie und Botanik, sondern auch die Mathematik, und zwar die Geometrie, Mechanik, Baukunst und Arithmetik, dann die Vieh- und Pflanzenarzneikunde, ferner die allgemeine Haushaltungskunst, die Technologie und Handelswissenschaft, die Staatswirthschaft und ökonomische Jurisprudenz gehören. Eine Erläuterung der Vortheile, die sie dem Studium der Oekonomie gewähren, und eine Anzeige der besten Schriften zum Behuf derselben, kann man in meinem

Handbuche der deutschen Landwirthschaft, und besonders in der ersten Abtheilung des ersten Bandes desselben, (Züllichau 1805) oder der Einleitung ins Studium der Oekonomie, § 13 — 26 nachlesen, worauf ich hier verweise.

d) Zu dem zeither erläuterten dritten Vortheil der ökonomischen Lektüre für die Vervollkommnung des Studiums der Oekonomie kommt nun noch ein vierter, d. i. daß man insbesondere einen der wichtigsten Theile der Landwirthschaft, die eigentliche Hauswirthschaft, durch sie genauer und vollständiger kennen lernt. Man lernt eine Menge der nützlichsten, heilsamsten Vorsichtsregeln und Rathschläge, sich durch eine kluge und weise Führung der landwirthschaftlichen Haushaltung manchen großen Vortheil zu verschaffen, manche gefährliche Klippe (z. B. eine weit aussehende ökonomische Spekulation u. s. w.), an der Tausende scheiterten, glücklich zu vermeiden; man lernt das landwirthschaftliche Gesinde gehörig und klug zu behandeln; — man lernt hier eine Gelegenheit zu einer unnöthigen ökonomischen Ausgabe zu vermeiden, dort eine Quelle einer neuen ökonomischen Einnahme sich zu eröffnen; durch die beste Wahl, höchste Benu-

tzung und den vortheilhaftesten Verkauf seiner Produkte den möglichst größten Vortheil von dem landwirthschaftlichen Gewerbe zu ziehen, und was dergleichen mehr ist.

§ 6.

III. Ein dritter Nutzen der ökonomischen Lektüre ist der, daß durch sie das Studium der Oekonomie weit sicherer und gründlicher wird. Es ist dies zwar schon eine Wirkung der Vollständigkeit desselben, die wir eben untersucht und erörtert haben; allein wir müssen es hier dennoch einzeln und an sich aus einander setzen, da es nicht die Wirkung von jener allein ist. Nämlich

1) wird das Studium der Oekonomie durch die ökonomische Lektüre deshalb sicherer und gründlicher, weil man von allem, was man davon weiß, durch sie erst über Grund und Ursache desselben belehrt wird: wie wir dies schon, als eine Wohlthat der Hülfswissenschaften der Oekonomie im vorigen § erinnert haben, deren wir eben durch die Lektüre der ökonomischen Schriften theilhaftig werden. Denn der Bauer und bloß empirische Landwirth, der gar nichts lieset, weiß von allen seinen Erfahrungen, die er selbst machte,

te, oder von seinem Vater lernte, weder warum sie sich so zutrugen, noch ob sie unter andern Bedingung nicht anders hätten seyn können. Wie sehr ist er aus seiner Sphäre gebracht, wenn einmal veränderte Bedingungen und Verhältnisse seiner Erfahrungen ihn trügen, sich anders ereignen, als er gewohnt ist! Wie kann er dann einem Uebel vorbeugen oder abhelfen, dessen Grund und Ursache er nicht weiß? Umsonst sucht er unter dem, was er, bloß als Gedächtnißwerk, weiß, Hülfe auf; er hat davon noch nichts gesehen und gehört; er muß sich wieder eine neue Erfahrung, und oft sehr theuer und mit vieler Gefahr für seine Wirthschaft erkaufen. Wer hingegen von allem, was er weiß, Grund und Ursache kennt, der kann sich in alle Umstände finden, findet in sich allemal Hülfe, wenn die Umstände sich ändern. Man versetze den Bauer, wie er gewöhnlich ist, in eine andre Gegend, die andres Klima, andern Boden hat, andre Art der Bearbeitung und Behandlung des Bodens und der Saaten verlangt, wo andere, ihm unbekannte Früchte gebaut und kultivirt werden, wo andres Vieh gehalten wird, als er diese Dinge alle in seiner Gegend kennt; — er wird durchaus nicht im Stande seyn, hier zu wirthschaf-

ten, weil ihm das alles neue, unbekannte Gegenstände sind; da es hingegen dem gründlichen Oekonomen leicht seyn wird, sich sehr bald in diese veränderte Lage und Umstände zu finden, die er schon vorher kannte, oder in deren Gründe und Ursachen er doch bald eindringt.

2) Man erhält durch die Bücher eine Uebersicht des ganzen Systems der Oekonomie; sieht, wie die einzelnen Theile unter einander zusammen hängen, sich zu einander verhalten. Der Nutzen, den man daraus zieht, ist sehr wichtig: man erhält dadurch nicht nur die richtigsten, vollständigsten Kenntnisse in der Oekonomie, und behält sie dann auch besser im Gedächtniß; sondern sieht vorzüglich — und dies ist für die praktische Oekonomie von äußerster Wichtigkeit, — daß die einzelnen Theile der Oekonomie, wie die Glieder an einer Kette, — um mich dieses zwar schon oft gebrauchten, aber doch sehr wahren und richtigen Gleichnisses zu bedienen, — mit einander zusammen hängen, und daß, wenn einer von ihnen leidet, dem Ganzen eben so ein großer Schaden geschieht, als eine Kette unbrauchbar wird, wenn ein Glied derselben fehlt oder mangelhaft ist. Man erfährt aber nicht nur, daß jeder Theil

zum Ganzen nothwendig ist, sondern lernt nun auch das Verhältniß kennen, in welchem er dem Ganzen am zuträglichsten und nützlichsten, oder im Gegentheil schädlich oder unnütz ist. Ein deutliches Beispiel giebt zur Erläuterung dieses Satzes die Wirthschaft der Bauern, welche zeigt, daß der Bauer von dieser nothwendigen Kenntniß gar nichts weiß. Ihre Wirthschaften sind größtentheils in schlechten Umständen, weil sie über das rechte Verhältniß des Futterbaues zur Viehzucht, und dieser zum Feldbau gar nicht unterrichtet sind: daher verkaufen sie Heu und Stroh, und können nun ihr Vieh nicht gehörig füttern, deshalb auch ihre Felder nicht gehörig düngen, und haben dann nothwendig immer schlechte Erndten. Der gründliche Landwirth hingegen, der die erwähnten Kenntnisse besitzt, welcher weiß, daß die Hauptsache bei der ganzen Landwirthschafts-Wissenschaft darin besteht, daß so viel Futter immer gebaut werde, womit jederzeit diejenige Anzahl von Vieh unterhalten werden kann, welche zur rechten Bedüngung seiner Felder nothwendig ist; welcher nun den nöthigen Bedarf an Futter. Vieh und Düngung selbst genau zu bestimmen weiß, — der wird sich jederzeit des glücklichsten Fortganges seiner Wirthschaft zu erfreuen haben,

3) Wird das Studium der Oekonomie durch die Lektüre der ökonomischen Schriften in so fern weit sicherer, daß man aus ihnen, ohne eigene Gefahr, den Werth der neuen Erfindungen und Versuche erfährt, wozu man ohne sie nicht anders, als durch selbst angestellte Versuche und Prüfungen, die nicht selten mit vieler Gefahr und großen Kosten verknüpft sind, gelangen könnte. Was man allenfalls durch Hören und Sagen davon erfahren könnte, ist meist zu mangelhaft und zu verfälscht, als daß man sich darauf verlassen dürfte. Hierzu kommt

4) daß selbst die Irrthümer, Unwahrheiten, die falschen angenommenen Sätze, die man in Schriften findet, sehr nützlich seyn können, indem man dadurch oft am besten und frühesten auf die Wahrheit selbst geräth. Man weiß oft schon sehr viel von der Art, wornach man man mit diesem oder jenem ökonomischen Gegenstande verfahren, wie man ihn behandeln solle, wenn man nur weiß, wie man nicht damit verfahren, ihn nicht behandeln dürfe?

5) Um wie vieles sicherer und gründlicher das Studium der Landwirthschaft durch die ökonomische Lektüre geworden ist, zeigt auch die all-

mähkige, und bei den größern Landwirthen, ja selbst bei dem gemeinen Landwirth immer mehr zunehmende Vertilgung des, so wie überall, auch ganz vorzüglich hier so äußerst schädlichen Aberglaubens, und der ökonomischen Vorurtheile, welche allein das Werk der ökonomischen Bücher ist. Wie vielerlei Gefahren, und welchem großen Schaden diejenigen Landwirthe, die nur die abergläubischen Kalenderzeichen statt richtiger in der Natur gegründeter ökonomischer Erfahrungen bei Führung ihrer Wirthschaft befolgen, ausgesetzt werden, und wie groß und wichtig daher das Verdienst der ökonomischen Schriften auch in dieser Rücksicht sey? braucht wohl nicht noch weitläuftig von mir dargethan zu werden, da es theils jedem nur einigermaßen nachdenkenden Kopfe sogleich in die Augen springt, theils so oft schon untersucht und bewiesen worden ist. Daß aber die größten und glücklichsten Angriffe gegen dieses Unwesen hauptsächlich durch die ökonomischen Schriften gemacht worden sind, glaube ich mit Recht aus folgendem Grunde behaupten zu können: daß nämlich alle andere Bücher, welche mit feindlicher Gewalt auf den Aberglauben der ungebildetern Menschenklasse losgiengen, in der Ausführung ihrer Absicht darum nicht so glücklich

seyn konnten, als jene, weil sie theils nicht so sehr als diese unter die Landwirthe (ich verstehe hier darunter die Gutsbesitzer und Pächter) verbreitet wurden, theils nicht so wie diese, neue Mittel und Wege angeben konnten, wie man statt jener abergläubischen Zeichen andrer sicherer und natürlicherer Merkmale sich zur Leitung bei der Wirthschaft bedienen könne. Wer nicht allein den Ungrund und die Schädlichkeit eines Verfahrens zeigt, sondern auch Mittel vorschlägt, den an sich guten Zweck desselben sicherer und ohne allen Schaden zu erreichen, der hat sich nothwendig weit mehr Gehör, Beifall und Gehorsam zu versprechen, als der, welcher bloß um das erstere bemüht ist. Die Landwirthe wollten gern gewisse Merkmale haben, nach denen sie sich bei ihren wirthschaftlichen Geschäften, z. B. mit dem Anfange der Saatbestellung, der Aerndte u. dgl. ein- für allemal richten könnten, um sie nicht dem Zufall zu überlassen. Sie kannten dazu keine andern als die abergläubischen Kalenderzeichen, und behielten diese in Ermangelung andrer noch lange bei, nachdem der Aberglaube schon von allen Seiten her, und in jeder Gestalt bestritten worden war. Als aber die Oekonomie durch die literarische Bearbeitung in die Hände

der aufgeklärtern denkenden Stände gekommen war, so suchten diese nicht allein jene abergläubischen ökonomischen Zeichen zu bekämpfen, ihre Nichtigkeit und die Gefahren, zu welchen sie so oft führen, zu beweisen, sondern schlugen auch theils statt derselben den Botanischen oder sogenannten Naturkalender, *) als einen weit untrüglichern, und in der Natur selbst begründeten Führer zur Leitung der ökonomischen Geschäfte vor, theils bewiesen sie auch durch eine genaue Untersuchung der Natur und des Wesens dieser Geschäfte, daß sie zum großen Theil nur von der jedesmaligen, und alle Jahr verschiedenen Beschaffenheit des Bodens, der Pflanzen, der Witterung abhängen, und in so fern gar nicht auf bestimmte Tage ein- für allemal festgesetzt werden können. Sie zeigten aber auch die Kennzei-

*) D. h. ein chronologisches Verzeichniß von natürlichen, nach einer steten Ordnung der Natur, jährlich in derselben, an Thieren und Pflanzen vorzüglich sich ereignenden Erscheinungen und Veränderungen. So habe ich den Naturkalender in meiner Schrift: Oekonomischer Unterricht über die Saatbestellung. (Leipzig bei Voß und Komp. 1799. 8.) S. 132 erklärt, wo ich auch die sämmtliche dazu gehörige Literatur angegeben habe.

zeichen sorgfältig an, wornach diese Beschaffenheit beurtheilt werden solle; zeigten z. B. daß der Boden gehörig locker, trocken und gahr, daß die Witterung vortheilhaft, d. h. nicht regnericht, windigt oder zu kalt, die Zeit selbst, die dem Wachsthum des aussäenden Saamens angemessene, und für immer zuträglichste seyn müsse, wenn die Saatbestellung mit Glück geschehen solle: zeigten, welchen Grad der Reife jede Frucht haben müsse, wenn man sie mit Glück solle einärndten können u. dgl. mehr. Eben so wurden gewisse Vorurtheile des Landwirths, die er sich nicht nehmen lassen wollte, z. B. von nöthiger Ruhe des Feldes in der Brache, von der Unmöglichkeit der Stallfütterung des Viehes u. s. w. durch physische, chemische, naturhistorische Sätze bestritten und widerlegt, deren Gültigkeit und Aechtheit durch Theorie und Erfahrung dargethan wurde. Und nun gehörte die Hartnäckigkeit und der steife Sinn eines vorurtheilsvollen, nichts denkenden Bauers dazu, um noch länger dem Aberglauben und Vorurtheilen nachzuhängen, und von der Richtigkeit und Wahrheit dieser Gründe zu deren Befolgung nicht angetrieben zu werden.

§. 7.

IV. Zeigt sich die ökonomische Lektüre auch dadurch für das Studium der Oekonomie äußerst wohlthätig und wirksam, daß man durch ihre Hülfe seine ökonomischen Kenntnisse für das allgemeine Beste weit nützlicher macht; indem es uns an guten Büchern gar nicht fehlt, worin die Oekonomie in ihrem Zusammenhange mit den übrigen Theilen der Kameralwissenschaft vorgetragen ist, oder wo wir uns über die positiven Rechte, und die Polizei der Landwirthschaft unterrichten können; wovon schon oben gesprochen worden. Man lernt nämlich so die Verhältnisse sorgfältiger und genauer kennen, in den theils der Landbau des einzelnen Landwirths zu dem Besten des Staats, theils das Gewerbe der Landwirthschaft überhaupt im Allgemeinen zu den übrigen Nahrungsgeschäften steht. Dies zeigt den Landwirthen den Weg, für das Beste des Staats mannigfaltiger Weise auf das wohlthätigste wirksam zu seyn. Die meisten oder doch viele der besten vorzüglich ältern ökonomischen Schriften nämlich sind von Männern geschrieben, die mit gründlicher ökonomischer Wissenschaft auch Kenntnisse der Statistik ihres Vaterlandes und der benachbarten Länder, des

Handels, der Polizei und der ökonomischen Rechtsgelehrsamkeit verbanden, und diese immer an passenden Orten einzumischen pflegten, wie z. B. Münchhausen, Justi, Eckhart, Pfeiffer, Beckmann und Andere. Man macht sich durch diese Schriften mit den Mängeln des Ackerbaues, mit den Hindernissen seines Flors, mit den noch auszufüllenden Lücken desselben, und mit den Gesetzen, Befehlen und Verboten bekannt, die zum Besten des Staats, und des allgemeinen Nahrungsstandes für den Landbau gemacht worden sind. Man erfährt, welche Getreide- und Handelsfrüchte, zu welchem Zwecke, und in welchem Maße sie vornehmlich, nach den Bedürfnissen des Staats und des Nahrungsstandes zu erzeugen? welche Art von Viehzucht am meisten zu betreiben? ob bei der Schaafzucht mehr auf die Mastung des Schaafviehes, als auf den Wollertrag, bei dem Rindvieh mehr auf Zuzucht, als auf Milch- und Butter-Produktion zu sehen sey? ob die Bienenzucht oder der Seidenbau, oder die Fischerei noch mehr zu kultiviren sey? u. s. w. alles dieses, um dem Staate seine Bedürfnisse selbst zu verschaffen und dadurch zu verhindern, theils daß er in Rücksicht derselben von auswärtigen Staaten abhängig bleibe, theils

daß das baare Geld für Bedürfnisse, welche das Land selbst sich zu erzeugen im Stande ist, aus dem Lande geführt werde. Welcher große Nutzen für den Staat! und wo ist dieser je mit dem Privatvortheil des einzelnen Bürgers so enge verbunden, als hier? Denn wer seine ökonomische Produktion nach den Bedürfnissen des Landes, oder der Gegend einrichtet, wie kann es dem je an Absatz seiner Produkte, und folglich an reichem Ertrag seines Landbaues fehlen?

Ein nicht zu übergehender Vortheil dieser Kenntniß des Verhältnisses der Landwirthschaft zum Besten des Staats und des Nahrungsstandes ist auch der, daß man dadurch von der Nothwendigkeit gewisser Einschränkungen und Modifikationen der natürlichen Eigenthumsrechte, wodurch die Gesetze oder das Herkommen das Beste des Staats dem Vortheile des Einzelnen vorziehen, überzeugt wird; sie ohne Murren erträgt, indem man nur ihren wohlthätigen Einfluß fürs Ganze kennt: da hingegen jeder Andere sie nur von ihren gehässigen, ihm schädlichen Seiten ansieht, und dadurch zur Unzufriedenheit, zu Klagen über sie gereitzt wird, die ihm leicht das ganze Geschäft des Landbaues verhaßt, und ihn unbesorgt machen, auf die größte Kultur desselben hinzuar-

beiten, deren Früchte er, in seinem Wahne, nicht genießen zu können glaubt. Um dies nur durch ein Beispiel zu erläutern, führe ich die Einschränkung des Rechts, über die Waldungen, die man besitzt, zu disponiren, an; wo es nämlich von dem Staate oder dem Landesherrn verboten wird, ganze Holzungen auszurotten, weil das Staatsbeste erfordert, daß der Mangel des so unentbehrlichen Lebensbedürfnisses des Holzes auf alle Weise verhütet werde.

§ 8.

V. Ein fünfter Nutzen der ökonomischen Lektüre für das Studium der Oekonomie ist ferner der, daß sie für diejenigen, die dasselbe interessirt, und den es sehr vortheilhaft, und in mancher Rücksicht sehr nothwendig ist, die aber dennoch keine Zeit und Gelegenheit zu der praktischen Erlernung der Oekonomie haben, der einzige Weg ist, hinlängliche ökonomische Kenntnisse einzusammeln.

Ich verstehe hierunter den Juristen, er sei Amtmann, Richter oder Sachwalter, und den künftigen Landpfarrer und Schulmeister. So wenig der Jurist, der so oft in gerichtlichen An-

gelegenheiten über landwirthschaftliche Gegenstände entscheiden, rathen, vorschlagen, verbessern soll, seine Pflichten ohne hinreichende Sachkenntnisse in der Oekonomie ganz erfüllen kann; so wahr und unbezweifelt es ist, daß Landpfarrer und Schulmeister nicht nur für sich selbst zu Bewirthschaftung ihres Pfarrlandes ökonomische Kenntnisse brauchen, sondern auch, daß sie durch ihren großen Einfluß auf die Köpfe und Herzen ihrer Pflegbefohlnen, das Meiste für die Verbreitung der landwirthschaftlichen Kultur unter den gemeinen Landwirthen, den Bauern, thun können; daß durch ihr Ansehen und ihre Glaubwürdigkeit oder noch mehr durch das vorangehende Beispiel ihrer eignen Wirthschaften neue nützliche ökonomische Erfahrungen und Erfindungen unter den ältern Landwirthen mit dem meisten Glück ausgebreitet, daß der sicherste Grund für die landwirthschaftliche Kultur bei dem Bauer nur von ihnen durch eine aufgeklärtere, von allen Vorurtheilen und Aberglauben gesäuberte Unterrichtung der Jugend in der Oekonomie gelegt werden könne: so ist es doch dem bloß praktischen Juristen und dem Theologen und Schulmeister nicht zuzumuthen, und meist unmöglich, 5 — 6 Jahre bloß auf die praktische Erlernung der Oekonomie aufzuwenden,

wie sie doch so langer Zeit bedürften, um ohne ökonomische Lektüre einen solchen Schatz von Kenntnissen in der Oekonomie einzusammeln, dessen sie durchaus nöthig haben, um sich auf die erwähnte Art für den Staat verdient machen zu können. Ihre eigentliche Wissenschaft ist an sich schon viel zu schwierig und von zu großem Umfange, als daß sie ihren Arbeiten und Uebungen in derselben so viel Jahre entziehen könnten; zu geschweigen daß es einigen eben so sehr an Gelegenheit dazu, als andern an der Möglichkeit, die nöthigen Kosten aufzuwenden, gebricht. Sie verdienen aber schon Lob genug, und thun gewiß schon sehr viel, wenn sie sich nur angelegen sein lassen, durch die Lektüre solcher ökonomischen Bücher, die allgemein, nach dem Urtheile der kompetentesten Richter, als gründlich, wahr, und glaubwürdig anerkannt sind, und an denen es jetzt wirklich ganz und gar nicht fehlt, sich mit dem System, den Grundsätzen und allgemeinen Regeln der Oekonomie und den neuen Vorschlägen und Erfindungen in derselben, die sie nach jenen nun selbst gehörig werden würdigen können, bekannt zu machen; auf welchem Wege allein sie so concentrirte, vollständige, und aufs Ganze sich beziehende und so wenig einseitige

Kenntnisse in der Oekonomie, wie sie deren nöthig haben, erlangen können. Sie mögen dann noch immer in Gesprächen mit denkenden, einsichtsvollen, praktischen Landwirthen, deren es hier und da doch in jeder Gegend einige giebt, ihre durch Lektüre erlangten Kenntnisse mit den Erfahrungen und Meinungen dieser zu vergleichen, durch sie bestätigen, und wo es nöthig ist, berichtigen; und sie so, und auch besonders durch selbst angestellte Beobachtungen gleichsam praktischer zu machen suchen, wozu es ihnen, da sie meist auf dem Lande leben, ja größtentheils selbst die Oekonomie, als einen Theil ihrer Unterhaltung betreiben müssen, und sogar in Städten, in deren Nähe es doch immer Aecker und Wiesen giebt, an aller Gelegenheit schlechterdings nicht fehlen kann. Die Oekonomie ist eine Wissenschaft, deren Uebungen, Untersuchungen und Beobachtungen überall, zu jeder Zeit und für Jeden, den sie interessirt, ein freier Tummelplatz und Schauplatz in der Natur offen stehen. Jeder hat in der ganzen Zeit seines Lebens Gelegenheit ökonomische Kenntnisse einzusammeln, wenn er nur Lust und Neigung dazu hat: denn überall giebt es Aecker, Wiesen, Hölzer, Schaafe, Kühe, Pferde u. s. w. Ich würde meiner eignen

Sache schaden, und mir selbst widersprechen, wenn ich damit behaupten wollte, daß auf diese Art ein Jeder ein completer Oekonom werden könne. Nein, ich will damit nur so viel sagen, daß Jeder seine durch Lektüre erworbene theoretische Wissenschaft in der Oekonomie auf diese Art, so viel als für ihn nöthig ist, praktischer machen könne; und so den Einwürfen derer begegnen, welche so gern allen theoretischen ökonomischen Kenntnissen eine gänzliche Unsicherheit und Unbrauchbarkeit vorwerfen.

§ 9.

VI. Ein sechster und zwar ein sehr wichtiger Nutzen der ökonomischen Lektüre, ist der hohe Grad von Unentbehrlichkeit und Nothwendigkeit derselben für alle diejenigen, welche das Studium der Oekonomie gleichsam ergründen, in seinem ganzen Umfange umfassen sollen, d. h. für den praktischen Staatswirth und Kameralisten sowohl, als für den theoretischen, d. h. den akademischen Lehrer der Kameralwissenschaften und Oekonomie.

Wir zweifeln keinesweges, daß für beide die

Lektüre der ökonomischen Bücher als einzige Quelle ihres Studiums der Oekonomie durchaus nicht zureiche. Beide, der Staatswirth, der den Mängeln, Fehlern und Lücken und Hindernissen des Landbaues auf die Spur kommen, und abhelfen, der den Werth der neuen ökonomischen Erfindungen, Entdeckungen und Vorschläge beurtheilen, den Grad ihrer Anwendbarkeit und Nützlichkeit für die gesammte Landwirthschaft bestimmen, der nicht allein also die Aufsicht über den Landbau im Ganzen, sondern auch insbesondere über die einzelnen Wirthschaften der Domainen führen soll; der akademische Lehrer, der diesen Staatswirth bilden, und erziehen soll; beide, sage ich, sollten vielmehr durch mehrjähriges praktisches Studium der Oekonomie verschiedener Gegenden, und durch, auf dem Lande selbst, im Mittelpunkte ansehnlicher, gut geführter Wirthschaften, von ihnen angestellte Untersuchungen, gewonne Erfahrungen, das Wahre von dem Falschen, das Unanwendbare und Chimärische von dem Anwendbaren und Gründlichen, das wahrhaft Nützliche von dem im Ganzen oder in einem einzelnen Theile Schädlichen, selbst zu unterscheiden gelernt haben; um sich nicht bloß auf das Urtheil Andrer verlassen zu müssen. Allein, daß

sie einen solchen Umfang von Kenntnissen unmöglich aus ihrer alleinigen eigenen Erfahrung schöpfen können, sondern daß ihnen vor allen die Theorie, und folglich auch die ökonomische Lektüre dazu von unumgänglicher Nothwendigkeit sey, ist gewiß sehr einleuchtend. Wann wollten sie sonst zu einem so reichen, weit umfassenden Schatz von Wissenschaft endlich gelangen? wie sollten sie sonst die verschiedenen Wirthschaftsarten verschiedener Gegenden und Länder kennen, sie mit einander zu vergleichen, ihren Nutzen und Vorzüge unter und vor einander festzusetzen, die Wahl jeder, wie sie dieser oder jener Gegend am zuträglichsten ist, zu bestimmen, den Zusammenhang und das Verhältniß sowohl der einzelnen Theile der Landwirthschaft unter und gegen sich, als des ganzen Landbaues mit und zu dem Staate und den übrigen Nahrungsgeschäften zu leiten und anzuordnen lernen? Wie könnten sie für die Ausbreitung der landwirthschaftlichen Kultur durch gründliche ökonomische Schriften sorgen, wenn sie dieselben nicht selbst kennten, unter Tausenden nicht herauszusuchen wüßten?

Der akademische Lehrer der Kameralwissenschaft und Oekonomie, dem die Pflege der letzteren als Wissenschaft aufgetragen ist, muß vor-

nemlich deren vorzüglichstes Hülfsmittel, die Literatur seiner Wissenschaft, in ihrem ganzen Umfange kennen: und wenn man auch, bei der jetzt beinahe grenzenlosen Ausdehnung derselben, wohl nicht verlangen kann, daß er jedes Buch, welches je über Oekonomie geschrieben worden, lesen und gelesen haben solle; so muß er sich doch, in der in- und ausländischen Literatur nicht allein mit den vorzüglichsten Hauptwerken und den besten einzelnen Schriften, sondern auch mit den in verschiedenen Journalen und Zeitschriften zerstreuten, gründlichen und trefflichen Abhandlungen und Nachrichten über ökonomische Gegenstände bekannt gemacht haben, und nach und nach alle zu lesen sich jederzeit angelegen seyn lassen; ja selbst auch die einzelnen kleinen Broschüren muß er seiner Aufmerksamkeit nicht gänzlich unwerth halten, indem keine so schlecht und nichtswürdig ist, daß sie nicht hier und da einen Theil oder nur ein Theilchen des bisher so weitläuftig beschriebenen Nutzens der ökonomischen Bücher, mit sich führen sollte. Kurz, er muß so viel als möglich lesen. Durch Hülfe einer vollkommenen Beherrschung des literarischen Feldes seiner Wissenschaft allein, kann er ferner die Geschichte derselben studiren, ihre Fortschritte, die

sie, und wie sie sie nach und nach gemacht hat, die Ursachen, warum sie sie nicht früher, und nur gerade so machen konnte, kennen lernen: eine Kenntniß, die ihm nicht allein bei dem Vortrage seiner Wissenschaft zum vollständigen Unterricht derselben höchst nothwendig, sondern auch für deren fernere Ausbildung und Vervollkommnung höchst lehrreich und wohlthätig ist.

§. 10.

VII. Endlich können wir noch, als einen gar nicht geringen Nutzen der ökonomischen Lektüre, den Vortheil für den praktischen Landwirth angeben, daß sie die leeren müßigen Stunden, deren es doch immer in langen Winterabenden, an Fest- und Regentagen, wo die Geschäfte selbst ruhen u. s. w. mehrere giebt, eben so angenehm als nützlich ausfüllt.

So hilft sie auch am besten den Klagen und Vorwürfen ab, die vornehmere Landwirthe vorzüglich über und gegen das einsame Landleben, das ihnen in solchen Stunden langweilig und unangenehm wird, sich zu Schulden kommen lassen; so beugt sie mancher unter den gemeinen

Landwirthen, den Pächtern und Bauern, *) sich einschleichenden aus Müssiggang und langer Weile entspringenden Untugend und böser Gewohnheit, vorzüglich der Spielsucht, am sichersten vor: weil sie die Ursache dieser Uebel — die lange Weile — hebt. Daß sie aber hierbei eben so nützlich als angenehm wirkt, brauchen wir nicht noch weiter aus einander zu setzen, da dieser ganze Abschnitt eben selbst, wie wir uns schmeicheln, hinlängliche Beweise und Erläuterung davon giebt.

Zweiter Abschnitt.

Von dem Schaden und den Nachtheilen, die aus der ökonomischen Lektüre für den Landbau entspringen, und den Vorwürfen, die den ökonomischen Schriften deshalb, und auch überhaupt gemacht werden.

§. 11.

Wir haben nun den Schaden und die Nachtheile, die aus dem Lesen der ökonomischen Schrif-

*) Denn wir wollen keinesweges den gemeinen Landmann von der Theilnahme und dem Nutzen der ökonomischen Broschüren ausschließen: wovon im letztern Abschnitte noch die Rede seyn wird.

ten entstehen können, und die Vorwürfe und Tadelsprüche, welche denselben deshalb gemacht würden, genau zu untersuchen, zu prüfen, und nach Kräften zu widerlegen.

Wir werden jedoch dabei um so kürzer zu Werke gehen können, je vollständiger die Widerlegung der unnöthiger Weise gegen den Nutzen der ökonomischen Lektüre erregten Zweifel und Einwendungen, und der ohne Grund ihr vorgeworfenen Nachtheile, schon in den Erörterungen und Beweisen ihres wahren Nutzens, ihres verdienten Lobes, im ersten Abschnitte enthalten ist, worauf wir denn nur hinzuweisen haben.

Was sich nun über diese Sache sagen läßt, wollen wir in die Vorwürfe und Tadelsprüche der Feinde der ökonomischen Bücher einkleiden. Wir können dieselben, um sie recht koncentrirt darzustellen, in folgende zwei Hauptsummen zusammen fassen:

1) Die ökonomischen Bücher, sagen jene, und deren Lektüre halten wir für unnütz, entbehrlich, und wenigstens nicht belohnend genug;

2) oft aber auch für wirklich schädlich, und gefährlich.

§ 12.

I. Daß die ökonomischen Bücher und deren Lektüre

A. unnütz und entbehrlich seyen, dafür führen sie folgende Gründe an:

1) Man kann die Kenntnisse, die sie beibringen möchten, auch aus andern Quellen, ohne sie, schöpfen: man kann sie durch eigenes Nachdenken, durch Gespräche mit verständigen Landwirthen, durch Hören und Sagen erlangen.

Allein dawider haben wir, von unserer Seite, Mehreres einzuwenden:

a) Haben wir schon im ersten Abschnitte gezeigt, wie langwierig das Studium der Oekonomie werde, wenn man nur dasjenige von derselben lernt, was man selbst mit anzusehen, oder zu hören Gelegenheit hat: weil nämlich, unter den so mannigfaltigen Gegenständen der Oekonomie, ein Jeder seine eigene Zeit hat, seinen eigenen Ort, wo er hauptsächlich beobachtet werden kann; und also eine unendlich lange Zeit dazu gehört, alle ökonomische Gegenstände zu ihren Zeiten und Orten in Praxi selbst kennen zu lernen. Diese lange Zeit aufzuwenden, ist selbst bei den Meisten, die der Landwirthschaft sich widmen, oft eben so ihren Kräften und Verhält-

nissen unmöglich, als ihrem Willen und ihrer Neigung entgegen.

b) Was die einzelnen andern Wege, auf welchen man zu der Vollständigkeit und Fülle von Kenntnissen, welche die Wohlthaten der ökonomischen Lektüre sind; ohne sie gelangen können soll, an sich selbst betrifft; so weiß man ja wohl, was von der Lust und dem Vermögen, über etwas mit Fleiß und Ordnung nachzudenken, bei den meisten un- oder doch weniger gebildeten Menschen, wie dieß doch ein sehr großer Theil der Landwirthe ist, zu erwarten seyn möchte. Weit eher bringt man sie zum Lesen; wo sie zwar auch, wenigstens wenn sie mit Nutzen lesen wollen, über das Gelesene nachdenken müssen, allein dieß auch mit weit weniger Schwierigkeit, und mit mehrerer Fertigkeit zu thun im Stande sind: weil sie hier gewisse, ihnen schon beschriebene Gegenstände haben, zu deren näheren Untersuchung und Prüfung sie durch das Gelesene, und die darin enthaltenen Data, weit mehr Anleitung erhalten haben, als wenn sie in das Wesen einer Sache, die sie noch wenig oder gar nicht kennen, selbst eindringen, selbst erst deren verschiedene Seiten, Kennzeichen und Eigenschaften aufsuchen sollen.

Ferner, wie unzuverlässig, wie mangelhaft, wie verdreht größtentheils die Berichte sind, die man von einer Sache durch Hören und Sagen erhält, weiß man ja aus alltäglicher Erfahrung. Jeder, durch dessen Mund die Sache geht, läßt etwas hinweg, oder setzt etwas hinzu, je nachdem das Eine oder das Andere seiner Meinung, sehr oft dem bloßen Vorurtheile, welches er davon hegt, am angemessensten ist: und ohne die Sache selbst genauer zu prüfen und aus einander zu setzen, verläßt sich Jeder im Ganzen auf den Andern. Am schlimmsten und am nachtheiligsten aber erfahren dieses Schicksal die neuen Erfindungen und Vorschläge in der Oekonomie, die, durch die größere Thätigkeit, den angespanntern Fleiß und die beständige Aufmerksamkeit, durch die strengere Ordnung, die sie von den Landwirthen verlangen, sich so wenig bei dem an das Alte, Hergebrachte, Gewöhnliche mit einer trägen, blinden Gewohnheitsliebe angeklammerten, d. h. bei einem sehr großen Theile der vorzüglich gemeinern Landwirthe empfehlen, daß diese ihrerseits alles mögliche thun, durch ihre Berichte von dergleichen Sachen, die sie gar nicht von Grund aus kennen, dieselben zu verunstalten und so zu zerlästern, daß man sie, wenn

man sich mit ihnen aus der Quelle selbst bekannt macht, gar nicht mehr erkennen kann. Die so wohlthätigen, so äußerst wichtigen Erfindungen der Stallfütterung und des Futter- und Kleebaues wären, ohne die Ausbreitung richtiger unverfälschter Nachrichten von ihnen durch Schriften, noch immer so gut wie nicht vorhanden, wenn sie bloß durch Hören und Sagen hätten bekannt werden sollen. Daher, obgleich schon in den frühern Jahrzehnden dieses Jahrhunderts in einigen wenigen Büchern davon geschrieben; obgleich die Stallfütterung des Rindviehes schon seit undenklichen Zeiten in einigen, durch die Umstände dazu gezwungenen, vorzüglich kleinen Wirthschaften, bei so genannten Häuslern, und in einigen Gebirgsgegenden, ohne Gefahr und mit großem Nutzen die einzige Art, Vieh zu halten, gewesen war; daher, sage ich, wurde die Ausführbarkeit, und große Nutzbarkeit derselben doch erst seit der Zeit, da die Oekonomie am stärksten literarisch bearbeitet zu werden anfing, durch eine Menge darüber erschienener, von Gegend zu Gegend, von Land zu Land, sich schnell verbreitender Schriften dargethan, bewiesen und hinlänglich bekannt: und daher trifft man sie in Gegenden, wo die ökonomische Literatur noch in der Wiege liegt,

noch so selten an — weil man sie nemlich durch Hören und Sagen entweder gar nicht, oder nur falsch, und von der Seite der gegen sie gemachten Vorwürfe kennt. Selbst die Gespräche, die man mit guten praktischen Landwirthen über ökonomische Gegenstände anstellt, können durchaus nicht statt der ökonomischen Lektüre, und einzig und allein die Quelle seyn, woraus man eine vollständigere Kenntniß derselben schöpfen könnte. Wie bald, und wie leicht wird nicht bei einem Gespräch, entweder von Seiten des Erzählers, oder des Zuhörers, eine Hauptsache, geschweige denn mancher unbedeutend scheinende Nebenumstand vergessen, oder nur flüchtig und oberflächlich bemerkt, der bei reiflichem Nachdenken und sorgfältiger Ueberlegung, wie man sie bei schriftlicher Bearbeitung, und bei der Lektüre anstellen kann, wichtig genug erscheint! Wie einseitig, wie sehr auf den Privatnutzen, ohne Rücksicht auf das Ganze, und auf den Staat berechnet, sind nicht gewöhnlich die Urtheile eines einzelnen, selbst vorurtheilfreien und hellsehenden Landwirths, gegen die Summe der Erfahrungen, Beobachtungen und Urtheile, die mehrere eben so denkende, so viele reiche Kenntnisse zusammen vereinigende Männer, in verschiedenen Zeiten, an verschiede-

nen Orten gemacht haben, und nun in ihren Schriften bekannt machen? Nichts, in unsern Zeiten wenigstens, lächerlicheres ist daher, als die Behauptung, die man hier und da noch, wiewohl selten, hört: daß man aus den Gesprächen mit alten erfahrnen Bauern weit mehr Nutzen schöpfen könne, als aus dem gesammten Schatze der ökonomischen Literatur. Ich finde nichts lächerlicheres als dieses, weil ich es eben so lächerlich finden würde, wenn Jemand sagen wollte: ein alter erfahrner Advokat, oder andrer praktischer Jurist — der doch gewöhnlich über sein Fach noch mehr zu denken, heller und weiter darin zu sehen pflegt, als der Bauer über das, und in dem seinen — könne einen besser die ganze Rechtsgelehrsamkeit; oder ein alter praktischer Arzt, der mit dem Juristen denselben Vorzug vor dem Bauer theilt, könne einen besser die gesammte Medicin lehren, als alle über diese beiden Wissenschaften geschriebenen Bücher. Ich läugne aber deshalb gar nicht, daß man über manchen sehr speciellen Gegenstand in diesen drei verschiedenen Wissenschaften, von manchem einzelnen klugen erfahrnen Bauer, praktischen Juristen und Arzt gründlicher und richtiger belehrt werden könne, als durch diese oder jene Bücher.

— Man muß nur das, was im Einzelnen gilt, keinesweges darum auch im Allgemeinen für gültig halten.

§ 13.

2) Eine zweite Beschuldigung der Unnützlichkeit und Entbehrlichkeit der ökonomischen Lektüre sucht man durch die Vorwürfe der Unvollständigkeit und großen Lücken, und Unzweckmäßigkeit der ökonomischen Literatur zu rechtfertigen. Was man besser und vollständiger praktisch lernt, sagt man, enthält sie wohl; aber von vielen einzelnen Dingen (aus der Haushaltungskunst z. B.), welche wirklich ihrer Natur nach Gegenstände der literärischen Bearbeitung sind, und die man gerade aus Büchern lernen möchte, weil man zu ihrer Kenntniß nur durch langjährige Erfahrung gelangen kann, sagt sie gar nichts: wie z. B. von dem Nutzen oder Schaden der ökonomischen technischen Nebengeschäfte für den eigentlichen Landbau; ferner von allem dem, was das Bedürfniß und den Ankauf der in der Wirthschaft benöthigten Waaren und Arbeiten der Handwerker angeht; vom landwirthschaftlichen Handel u. dgl. m.

Eben so wenig erfüllen die ökonomischen Bücher, größtentheils wenigstens, einen Hauptzweck

der literarischen Bearbeitung der Oekonomie; daß nämlich das, was in vielen größern Werken (welche kennen zu lernen und zu benutzen, nur wenige in Städten und auf Bibliotheken Gelegenheit haben) zerstreut herum über einzelne Gegenstände der Landwirthschaft zu finden ist, mit Sachkenntniß und verständiger Auswahl, mit Vergleichung und Prüfung der darüber gefällten Urtheile, Meinungen, gemachten Beobachtungen und Erfahrungen, mit Folgerung eines endlichen Resultats aus denselben, und mit eigenen neuen Bemerkungen, in einem einzelnen Werke zusammen getragen, wo demnach so ein Gegenstand in seinem ganzen Umfange, von allen seinen Seiten und Verhältnissen, in so weit Theorie und Praxis sie kennen, dargestellt wäre. Eine solche Vollständigkeit von Kenntnissen ist schwerlich allein, und nur durch sehr langes Studium, und gewiß nur von sehr Wenigen zu erlangen. Hier kann und soll nun die Literatur zu Hülfe kommen! Allein, statt dessen, trägt sie größtentheils nur lauter Allgemeinheiten, und folglich alles nur oberflächlich vor. Ferner könnte und sollte sich auch die ökonomische Literatur noch mehr mit Beschreibung ökonomischer Reisen, mit ökonomi-

schen Topographien *) abgeben, die eben deßwegen auch so außerordentlich nützlich sind, theils weil durch sie eine und dieselbe Sache in mannigfaltigen, durch Orte und Zeiten ganz verschiedenen Gesichtspunkten, Verhältnissen u. s. w. dargestellt wird, theils weil und wenn sie auch neue ökonomische Gegenstände bekannt machen, die nur einigen Ländern eigen sind. Denn non omnia fert omnis tellus. Durch eine solche Aufstellung vieler einzelnen, völlig ausgearbeiteten ökonomi-

*) Als eine Art ökonomischer Topographien würden auch, vorzüglich zum Behuf der Geschichte und der Uebersicht des Zustandes der Oekonomie zu gewissen Zeiten, ökonomische Karten nicht undienlich seyn, nach Art der Karten, die man für die Naturgeschichte von Zimmermann (über die Verbreitung der Thiere) und für die Statistik von Crome (s. seine Produktenkarte) u. s. w. hat. Sie müßten von verschiedenen Ländern die verschiedenen Arten des Bodens, des Klimas und die Früchte, die da gebaut, die Arten der Viehzucht, die da betrieben werden, angeben, u. dgl. m. Eben so nützlich würden zur Uebersicht des Wissenswürdigsten und Besten über ganz besonders wichtige Gegenstände Tafeln sein, nach den Noth- und Hülfstafeln, die wir von Faust schon für die Viehpest, und von Zink über die Waldraupe haben. Solche Tafeln sollte man also über alle oder doch die mehresten vorzüglichsten Theile der Oekonomie ausarbeiten.

schen Gegenstände, würde am Ende ein vollkommnes Ganze entstehen.

Was nun diese Vorwürfe gegen die ökonomische Literatur anlangt: so können wir freilich zwar erstlich nicht läugnen, daß es theils noch viele Fächer der Oekonomie giebt, die noch ziemlich oder beinahe gänzlich leer, und unausgefüllt sind; theils, daß die meisten ökonomischen Schriften viele sehr wichtige, zur Wirthschaft gehörige Dinge nur so oberflächlich behandeln. Allein was das erste betrifft, so kann eine so große, weitläuftige Wissenschaft, als die Oekonomie ist, unmöglich so schnell, vollständig und vollkommen ausgearbeitet werden, und sicher wird eine Zeit kommen, wo jenen Klagen mehr abgeholfen seyn wird: und gegen das zweite können wir erinnern, das es doch einige, nur freilich nicht Allen hinlänglich bekannte, oder von Vielen schon wieder vergessene Schriften giebt, worin man allerdings dergleichen Gegenstände nicht bloß oberflächlich, sondern vollständiger abgehandelt findet. *)

Sehr

*) Man vgl. mein Handbuch der ökonom. Literatur, Th. II. § 53 — 101, da wird man eine Menge dergleichen Bücher finden.

Sehr gerecht sind aber ferner die Klagen, daß noch die meisten speciellen wichtigen Gegenstände der Oekonomie ihnen allein gewidmete literarische Tempel gleichsam vermissen, d. h. einzelne Schriften, worin sie ganz vollständig, und, wenn ich sagen darf, erschöpft dargestellt wären: und sehr billig sind die Wünsche, daß das Heer von Schriftstellern, welches in jeder Messe die ökonomische Literatur mit neuen Systemen, Hand- und Lehrbüchern, deren wir gar nicht mehr von Nöthen haben, zu überschwemmen pflegt, lieber seine Zeit auf solche vollständige und ausführliche Abhandlungen über einzelne ökonomische Gegenstände wenden möchte. Freilich aber gehört dazu mehr gründliche Sachkenntniß, mehr Fleiß und Auswahl, als zu den erstern Arbeiten, wo man mit oberflächlichen, hier und da aufgerafften Kenntnissen weit reichen kann. Das Ganze einer Wissenschaft gewinnt jedoch unstreitig eben so sehr an größerer und schnellerer Vervollkommnung und Ausbildung, wenn jeder Schriftsteller sich einen einzelnen Theil desselben für seine Arbeit wählt, den er zu erschöpfen sucht, und wenn dann so, aus diesen einzelnen vollständigen Werken zusammen, das Ganze endlich vollkommen aufgestellt wird; als der höchste Flor und Betrieb

einer Fabrik, nur allein durch die Vertheilung der Arbeiten, die alle durch die Bearbeitung der einzelnen Theile auch das Ganze endlich vollenden, möglich ist.

Wir haben nun zwar allerdings einige vortreffliche so specielle Schriften auch in der ökonomischen Literatur, wie z. B., um nur einige anzuführen, des Pastors Germershausen Ganzes der Schaafzucht, 2 Theile, Leipzig 1789 — 1791. 8. Krünitzens Dreschkunst, Berlin 1777. 8. Bernhards Abhandlung vom Wiesenbau, neue Auflage von Steeb, 2 Theile, Leipzig 1798, 1799. 8. zu denen ich auch sehr gern Gotthards Ganzes der Rindviehzucht, Schweinezucht und Federviehzucht, drei sehr gründliche in den Jahren 1797 und 1798 zu Erfurt erschienene Schriften, auch den ökonomischen Unterricht über den Kartoffelbau, von K. F. B. Leipzig 1797. 8. bei Voß und Komp. zähle, u. a. m. sind: allein sicherlich bleiben noch viele der wichtigsten ökonomischen Gegenstände so einzeln und vollständig auszuführen und zu behandeln übrig: eine Arbeit, die wir hoffentlich im neuen Jahrhunderte häufiger unternommen sehen werden.

§. 14.

3) Drittens sagen die Feinde der ökonomischen Bücher, sind diese deshalb unnütz und entbehrlich, weil der praktische Landwirth, wenn sie ihn auch etwas Gutes und Neues lehren könnten, ihnen doch nicht traut und folgt; indem er die Wahrheit und Nutzbarkeit desselben mit Augen, in der Wirklichkeit selbst, sehen will; vorzüglich ehe er das Alte, dessen zeitherige Zulänglichkeit und Brauchbarkeit er aus eigener Erfahrung kennt, aufgiebt, und davon abgeht. Er will die Wirklichkeit nicht gegen die Wahrscheinlichkeit; das was er hat, besitzt, und genießt, nicht gegen die Hoffnung, mehr haben, mehr besitzen, mehr genießen zu können, vertauschen. Könnte Jeder, der über einen ökonomischen Gegenstand schreibt, die Wahrheit dessen, was er schreibt, in natura gleichsam, jedem Auge aufstellen und beweisen; dann würde seine Schrift wahrhaft nützlich und wohlthätig seyn.

Bei der so großen Menge unberufener ökomischer Schriftsteller, die so unvorsichtig sind, ohne alle eigene Erfahrung, bloß im Vertrauen auf die Gründlichkeit der Theorie, das, was sie in Büchern lesen, als wahr und praktisch zu empfehlen, oder die wohl gar ohne alle eigene so-

wohl als fremde Erfahrung, das alte Gute und Wahre in der Oekonomie, durch neue, ersonnene, unsichere Vorschläge und Projekte, mit einer nirgends so gefährlichen Leichtfertigkeit, abzuändern und zu verdrängen, und mit einer höchst zu ahndenden Frechheit, sich dabei auf damit gemachte und mit großem Nutzen geglückte Versuche zu berufen, ungescheut genug sind, bei den so vielfältigen traurigen Erfahrungen, welche leichtgläubige, unerfahrne Landwirthe, die von Neuerungs- und Bereicherungssucht verführt, solche unsinnige Projekte unternehmen und ausführen wollten, von den großen Nachtheilen der Art der ökonomischen Schriftstellerei gemacht haben: ist es freilich nicht zu läugnen, daß der gegenwärtige Einwurf gegen den Nutzen der ökonomischen Bücher allerdings viel Wahres für sich hat. Allein er wird durch folgende Gründe mehr berichtigt, modificirt, und zum Theil auch nicht wenig entkräftet werden.

a) Das Mißtrauen, welches der praktische Landwirth in die ökonomischen Bücher setzt, und die geringe Glaubwürdigkeit, die sie bei ihm besitzen, gelten gerade nicht von dem gebildeten Theil der Landwirthe, von welchem doch in Rücksicht der ökonomischen Lektüre vorzüglich die Rede ist: wenigstens sollten sie nicht von demselben gelten.

Denn da derselbe naturhistorische, physikalische und chemische Kenntnisse mit ökonomischer Erfahrung vereinigt, so folgt er der Theorie gern und willig, wenn er ihre Wahrheit und Gründlichkeit nach und durch jene Kenntnisse geprüft und erkannt hat, und von der Möglichkeit ihrer Anwendung durch eben diese sich überzeugt hat. Er weiß daher das Chimärische, und bloß Projektmäßige bald heraus zu finden und zu vermeiden, und stellt die vorgeschlagenen Versuche mit Vorsicht und Sorgfalt an, indem er, ohne völliges Mißtrauen gegen alle ökonomische Bücher zu hegen, dennoch weiß, daß er sich nicht gänzlich, und auf einmal mit zu großer Gefahr, darauf verlassen dürfe.

Das gänzliche Mißtrauen gegen alle ökonomische Bücher, und die ganz geringe Glaubwürdigkeit derselben gelten also vielmehr nur von dem Theil der Oekonomen, der wenig oder gar nicht lieset, d. h. von den Bauern und den gemeinen Pächtern. Nur diese halten alles, was von Oekonomie, einer Kenntniß, in deren Besitz sie nur allein, auf ein altes Vorurtheil gestützt, zu seyn wähnen, — in Büchern, die sie gar nicht anders, als bloß von Hören und Sagen kennen, geschrieben ist, für falsch, unanwendbar und chi=

märisch: nur sie wollen durchaus nichts Neues einführen, das Alte in nichts verbessern; als nur dann etwan, wenn sie den Nutzen jenes und die Nothwendigkeit dieses bei Rittergutsbesitzern, die von beiden durch gute ökonomische Bücher unterrichtet worden waren, und die dadurch reichlichere Früchte erbaut, mehr und besonders besseres Vieh gehalten, den Ertrag ihrer Güter ansehnlich vermehrt haben — als wenn sie, sage ich — von dem allem durch den Augenschein hier überzeugt — beide, ohne weitere mögliche Zweifel anerkannt haben.

So ging es gerade mit dem Kleebau, dessen Einführung manchem Gutsherrn das hinterlistigste Gespötte manches seiner alten weisen Bauern zuzog, der nachher, nachdem er den glücklichen Fortgang und den großen Nutzen desselben hinlänglich bemerkt hatte, der erste war, der dem aufgestellten Beispiel mit den größten Vortheilen folgte; — und wem hatte er am Ende doch, wenn man auf die erste Quelle zurück gehen will, diese Vortheile zu verdanken? dem Gutsherrn, der ihn davon überzeugte, oder den Büchern, ohne welche der Gutsherr nicht auf den Gedanken eines Versuchs mit dem Kleebau gekommen wäre?

b) Des Mißtrauens, das der gemeine Land-

wirth in die ökonomischen Bücher setzt, also ungeachtet, sind sie ihm dennoch mittelbar äußerst wohlthätig, weil sie durch die praktischen Versuche und Beweise heilsamer Veränderungen und Verbesserungen, die die gebildeten Landwirthe nach ihnen anstellen, auf ihn wirken. Indem wir nun so gezeigt haben, daß das Mißtrauen und die wenige Glaubwürdigkeit, welche den ökonomischen Büchern vorgeworfen werden, weder allgemein seyen, noch eben deshalb allen Nutzen derselben unmöglich machen und aufheben; so glauben wir jenen Einwurf hinlänglich widerlegt und entkräftet zu haben, besonders wenn wir auch noch

c) einen dritten Grund hinzufügen: daß nämlich die Erregung dieses Mißtrauens nicht die Schuld der gesammten ökonomischen Literatur, sondern nur einzelner ökonomischer Schriften, und der unklugen Wahl gerade dieser sey; da es doch in der Oekonomie eine eben so große Menge gründlicher, von Männern, die in der Praxis und Theorie der Landwirthschaft gleich stark waren, geschriebener, zuverlässiger Bücher giebt, als in irgend einer andern, auf Erfahrung gegründeten Wissen-

schaft, deren Schriften mehreren Glauben und Beifall finden; Bücher, deren Lektüre allgemein, und in öffentlichen Blättern von gewichtvollen angesehenen Männern empfohlen werden muß, und wirklich empfohlen worden ist; und in welche man also nur mit großem Unrechte und aus grober Unwissenheit und Verblendung ein solches Mißtrauen setzen kann, daß man sie gar nicht würdig hielt, sich mit ihnen selbst näher bekannt zu machen.

§ 15.

B. In der ersten Hauptsumme des Tadels und der Vorwürfe, womit man die ökonomische Lektüre von einigen Seiten überhäuft, lag auch noch der, daß sie nicht belohnend genug sei. Denn

1) raube sie eine Menge Zeit, die man nützlicher und lehrreicher in der Wirthschaft selbst, auf dem Felde, in der Scheune, im Walde, mit Beobachtung der Natur, mit unablässiger Auf-

*) In meinem Handbuche der deutschen Landwirthschaft, welches mit dem ersten Theile zu Ostern künftigen Jahres erscheinen wird, werde ich stets nur die besten, vorzüglichsten Werke anzeigen; die man also daselbst gleich als solche erkennen wird.

sicht über das arbeitende Gesinde, mit fleißigem Nachspüren, ob es hier oder da an etwas fehle, ob dieß oder jenes leide, besser zubringen könnte.

Wer sich in diesen seinen ökonomischen Geschäften, wie wir sie eben beschrieben haben, nur im geringsten durch seinen Eifer zur ökonomischen Lektüre stören und davon abhelfen lassen wollte, der würde allerdings nicht immer in ihr Ersatz für den Schaden finden, den er sich durch diese Nachlässigkeit oder Sorglosigkeit zuziehen könnte. Aber verlangt sie denn selbst, daß der Landwirth ihr seine ganze Zeit, durchaus diese Stunden, in welchen wirkliche, wichtige Geschäfte ihn verlangen — widmen solle? Bleiben ihm nicht eine Menge müßiger Stunden, am Abend, vorzüglich im Winter, oder an Tagen, wo wegen Hindernisse der Witterung, oder aus andern Ursachen, jene Geschäfte nicht statt finden, übrig, wo er — wie wir erinnert haben — sich eben so nützlich als angenehm mit der ökonomischen Lektüre beschäftigen kann? wo er, ohne sie, die edle Zeit in mißbehaglicher Langerweile — der Quelle so manches Bösen und Unangenehmen — unnütz und verdrießlich verträumen würde? Mit der Ermattung, die den thätigen Landwirth am Abend, nach vollbrachter angestrengter Arbeit des Tages,

an etwas anders als an Ruhe zu denken hindere, darf er also seine Abneigung gegen die Lektüre nicht entschuldigen; da er, außer den Sommerabenden, wo allerdings ihm nicht zuzumuthen ist, an eine neue Beschäftigung noch zu gehen, Zeit genug dafür hat, wo diese Entschuldigung nichts gilt.

2) Die ökonomischen Bücher, sagt man, kosten so viel Geld, das oft, oder größtentheils durch den geringen Zuwachs an Kenntnissen, die daraus etwan erlangt werden könnten, gar nicht vergolten werde. Da aber dieser Vorwurf, so oft er auch gehört wird, in sofern er die gesammte ökonomische Literatur treffen soll, wegen seiner Richtigkeit, jeden Einwurf, jede Widerlegung uns ersparen kann; so haben wir in dieser Rücksicht nichts darüber zu sagen. Daß er aber einzelne Schriften wirklich treffe, ist leider nur zu wahr; und die hohen Preise, welche der Buchhandel für die Produkte der ökonomischen Schriftstellerei bestimmt hat, stehen oft nur mehr mit dem Absatz, den sie (so sehr auch der Meßkatalog jedesmal von ihnen angefüllt wird) dennoch noch immer finden, als mit ihrem wahren innern Werthe in Verhältniß. Und noch gerechter wird dieser Vorwurf, wenn er sich

3) mit einem dritten hierher gehörigen Tadel der ökonomischen Bücher vereinigt: daß man nämlich so oft in einem neuen Buche lese, was man schon in hundert andern gefunden habe; oft ein Buch von mehrern hundert Seiten lese, ohne nur das geringste Neue, oder das Alte besser, vollständiger, nützlicher, nicht selten vielmehr weit schlechter, als sonst in einem ältern Buche, vorgetragen zu finden. — Man kann nicht läugnen, daß auch in andern Wissenschaften die Buchmacherei sehr eingerissen ist, aber unstreitig hat dieses Uebel nirgends so sehr überhand genommen, als in der Oekonomie. *) Man findet so oft in neuern kleinen Broschüren Stellen aus ältern ökonomischen Schriften wörtlich abgeschrieben: aus 20 — 30 Büchern findet man oft 21 oder 31, ohne Vergleichung und Prüfung der in jenen enthaltenen verschiedenen Meinungen und Erfahrungen, ohne Wahl und Verstand, mit Beibehaltung aller Fehler und Mängel zusammen gestoppelt; dessen Unwerth Jedem in die Augen

*) Wie viel Handbücher der Landwirthschaft hat nicht so der Herr Dudmine geschrieben, bald unter diesen, bald unter jenen Namen, die am Ende alle dasselbe enthalten; vgl. mein Handbuch der ökon. Literatur, Th. I. B. I. p. 83.

fällt, und dessen Lektüre wirklich nicht die aufgewendete Zeit und die Kosten seines Einkaufs verlohnt. Wie sehr aber Jeder, der deßhalb mit Vorwürfen, welche einzelne Schriften treffen, gegen die ganze Menge derselben, ohne Unterschied, zu Felde ziehen, ihren Nutzen im Allgemeinen bezweifeln und läugnen wollte, irre, und den heftigsten Tadel verdiene, ist sehr leicht einzusehen: und wir werden im folgenden Abschnitte zeigen, wie man sich gegen dieses Uebel, von dessen wahren Bezüchtigung man die ökonomische Literatur im Einzelnen nicht frei sprechen kann, sicher zu stellen habe, ohne deßhalb unweise genug zu seyn, sich jeden Weg, Theil an ihrem im Ganzen gewiß großen Nutzen zu haben, zu verschließen.

§. 16.

II. Die zweite Hauptsumme der Vorwürfe und des Tadels, welchen die Feinde der ökonomischen Bücher und der Lektüre gegen dieselbe ausschütten, war (S. 214) die; daß sie oft sogar wirklich schädlich und gefährlich sey. Denn, sagen sie,

a) enthalten die Schriften der meisten ökonomischen Schriftsteller viele Unwahrheiten, Un-

richtigkeiten, Undeutlichkeiten, *) Träumereien, Chimären und Unmöglichkeiten; und dieses nicht allein, sondern sie geben sie sogar für Wahrheiten und Thatsachen aus, die sie selbst hinlänglich durch sorgfältige wiederholte Versuche und Erfahrungen erprobt und bestätigt gefunden hätten: da doch ein solcher unberufener ökonomischer Schriftsteller oft kaum eine Wirthschaft gesehen, geschweige denn dirigirt habe. Sie rathen zu steten Abänderungen und Verbesserungen des Alten, welches ihnen nirgend gut genug ist, und berufen sich dabei auf ihre eigene Erfahrung, die sie vielleicht nur in einem Erdkasten oder in Scherbeln in ihrer Stube machten, und nun ganzen weiten Fluren, dem ganzen Feldbau anpassen wollen; berufen sich auf die Gründlichkeit ihrer Theorien, auf die, jedem gleich von selbst in die Augen springende Wahrheit ihrer Sätze. So schlagen sie unaufhörlich neue Versuche vor, und schwellen die Köpfe ihrer Leser mit ihren

*) Es ist z. B. ein eben so oft gerügter, als immerfort noch üblicher Fehler der ökonomischen Schriftsteller, daß sie von Aeckern oder Morgen, von Scheffeln und andern dergleichen Maßen reden, ohne sie genau zu bestimmen; weiß man nun ihre Wohnörter nicht, so sind ihre Angaben so gut als gar nicht gemacht.

hochtrabenden Projekten und Spekulationen an. Welchen unendlichen Schaden solche ökonomische Schriften verursachen, in welche Gefahren sie junge, unerfahrne, unbedachtsame, vom Reiz der Neuheit und den prahlerischen Versprechungen goldner Berge angelockte Landwirthe stürzen, ist an sich eben so einleuchtend, als auch eine leider nicht seltene Erfahrung die deutlichsten Beweise davon gegeben hat. Vorzüglich schädlich aber und irreführend sind die vielen Uebersetzungen ausländischer ökonomischer Werke, welche oft Leute mit nur geringer Sprach- und ohne gänzliche Sachkenntniß zu machen gewissenlos genug sind. Bei dem großen Beifall und dem großen Ansehen, deren die ausländischen, vorzüglich Englischen, ökonomischen Bücher bei sehr vielen unter den gebildetern Landwirthen, jetzt vornehmlich, sich rühmen können, die mit Sehnsucht auf die Uebersetzungen derselben, deren Grundsprache sie nur selten mächtig sind, warten, und mit großer Begierde und vielem Vertrauen ihnen folgen, ist diese Gefahr noch größer geworden. Welchen Schaden ziehen diese sich dann nicht durch die Unrichtigkeiten und Irrthümer zu, die sie darin, bloß durch die Schuld des unberufenen Uebersetzers (der größtentheils die Materien seines Werks

von keiner Seite kannte, sondern nur die Kosten, die er auf die Erlernung der Sprache, in der das Buch geschrieben war, verwendet hatte, wieder erstattet wissen wollte) finden, und in welche sie verwickelt werden! Da es so vielen Uebersetzern durchaus an Sachkenntniß fehlt, so wissen sie auch nicht unter den ausländischen Büchern die nützlichsten und besten gehörig auszuwählen, und tragen denn nun den Grundtext in ihrer Sprache vor, ohne im geringsten das Nützliche und Anwendbare seines Inhalts für unser Klima, unsern Landbau und unsere Verhältnisse anzugeben. Wer nun unklug genug ist, das Wirthschaftssystem eines fremden Landes, so wie er es aus Uebersetzungen kennt, im Ganzen oder in einzelnen Theilen bei sich wahr zu machen und einzuführen, der setzt sich der größten Gefahr aus, weil jenes System, so vortrefflich es auch für sein Vaterland seyn mag, doch in einem andern Lande ganz verkehrt seyn kann.

Dieses große Gebrechen der ökonomischen Literatur, wovon wir sie in einzelnen Schriften, wie wir auch schon eingestanden haben, schlechterdings nicht frei sprechen können, ist leider eben so wahr, als es sich durch seine möglichen Folgen wirklich oft sehr nachtheilig und gefährlich

zeigt, um so mehr, da es in der Oekonomie — wie sonst in keiner andern Wissenschaft sich dieser Fall trifft — den größten Schein des Gegentheils hat, wodurch es Unerfahrne und weniger Hellsehende verblendet. Oft scheint nämlich ein ökonomischer Grundsatz an sich völlig richtig und unbezweifelt zu seyn, den die Erfahrung gänzlich umstößt und verwirft. Wer glaubt nun nicht die sicherste Erkenntniß von einer Sache zu haben, wenn er dieselbe an sich für wahr und richtig erkannt hat? und wie oft wird man nicht durch die Erfahrung in der Oekonomie eines bessern belehrt? Nicht, daß das Erkannte an sich falsch und und unwahr sey; sondern daß Umstände eintreten können, die die Sache ganz ändern; auf die man vorher gar nicht denken konnte, weil man sie nur erst durch die Erfahrung kennen lernt.

Allein so gegründet dieser wichtige Vorwurf ist, so trifft er doch wiederum theils nur einzelne Schriften, theils liegt der Fehler, welchen er rügt, nicht im Wesen der literarischen Bearbeitung der Oekonomie, sondern ist ein Mißbrauch derselben, der bei jeder andern Erfahrungswissenschaft, z. B. bei der Medicin, auch möglich ist: und seine traurigen Wirkungen und Folgen sind

mehr

mehr der Schuld der Unbedachtsamkeit, des Leichtsinnes und der Bereicherungssucht der Menschen zuzuschreiben. Dem erfahrnen und klugen Leser können aber selbst solche Schriften nützlich seyn, indem sie ihn dadurch, daß sie ihm zeigen, was er nicht thun solle, noch gewisser und kräftiger vor ungewissen ökonomischen Spekulationen und Projekten warnen.

§. 17.

b) Zweitens sind die ökonomischen Bücher der Vervollkommnung der Oekonomie oft auf eine doppelte Weise schädlich, indem sie mit dem verächtlichsten Gespötte so sehr gegen die Empirie und Praxis streiten, daß sie die Leute überreden wollen, man könne ohne alle Erfahrung, durch bloße Bücher, ein erfahrner gründlicher Oekonom werden, der jeden Augenblick im Stande sey, ein Gut mit Glück zu bewirthschaften. Dadurch sind sie also doppelt schädlich für das Studium der Oekonomie, weil sie

α) nicht nur Viele abhalten, durch praktische Erlernung derselben auf dem Lande, in einer guten Wirthschaft, ihr Studium zu vervollkommnen und vorzüglich zu berichtigen, sondern auch

β) die praktischen Oekonomen durch ihr Ge-

spötte und die Verachtung, die sie gegen sie bezeigen, so gegen sich erbittern, daß dieselben nun gar nichts von den verhaßten ökonomischen Schriften lesen wollen; alle, als von gleichem Unwerthe verwerfen, und so der Ausbildung und Vermehrung der eigenen Erfahrung durch fremde und durch theoretische Kenntnisse, die sie aus den bessern ökonomischen Büchern erlangen könnten, die größten Hindernisse in den Weg legen.

Dieß ist aber ebenfalls wieder ein Fehler, der nur an den schlechten ökonomischen Schriften mit Recht gerügt werden kann, und beide Klassen von Oekonomen, die dadurch Schaden leiden, haben sich denselben zuzuschreiben, da sie ihn durch einiges Nachdenken und durch kluge Wahl und Prüfung ihrer Lektüre vermeiden könnten: zu geschweigen, daß man desselben Fehlers noch mit weit mehrerm Rechte und weit öfterer praktische, vorzüglich bloß empirische Oekonomen bezüchtigen könnte — welche die ökonomischen Schriftsteller mit den unanständigsten beleidigendsten Namen belegen, und mit dem seichtesten ungegründetesten Tadel überhäufen, wodurch sie ebenfalls nicht weniger doppelt dem Studium der Oekonomie schaden.

§. 18.

So glauben wir denn den verschiedenen Tadel und die Vorwürfe, welche man hier und da so oft aus dem Munde gewichtvoller Männer zu hören oder in ihren Schriften zu lesen Gelegenheit hat, nicht nur, so viel möglich, vollständig aufgeführt, sondern auch, was an ihnen wahr und gerecht, oder falsch und ungerecht sey, dargethan, und sie so gehörig erläutert und berichtigt, oder wo es nöthig war, widerlegt und zerstört zu haben, und wir gehen nnn zum letzten Abschnitt fort.

Dritter Abschnitt.

Von den Mitteln, aus der ökonomischen Lektüre, mit Vermeidung ihres möglichen Schadens, wahren Nutzen zu ziehen.

§. 19.

Wir haben im ersten Abschnitte die wichtigen Vortheile der ökonomischen Lektüre, im zweiten aber den Tadel und die mancherlei Vorwürfe untersucht und aus einander gesetzt, welche ihnen, wegen der nachtheiligen Folgen und der Gefahren, den sich oft unerfahrne Leser bei der An-

wendung des Gelesenen aussetzen, gemacht werden. Wir sahen, daß selbst die gegründetsten unter diesen Vorwürfen nicht die ganze ökonomische Literatur, sondern nur einzelne Schriften in derselben wirklich treffen; daher es höchst thöricht und unklug wäre, wenn man überhaupt die literarische Bearbeitung der Oekonomie ein für allemal für unnütz, oder wohl gar für schädlich erklären wollte. Es ist keine Sache so vortrefflich, daß sie nicht ihre tadelnswürdigen Seiten haben sollte; wenigstens ist die beste Sache einem schädlichen Mißbrauch unterworfen. Schon mit diesen so alten, aber sehr wahren Sätzen, könnten wir unsere obige Behauptung rechtfertigen: allein, wenn wir gezeigt haben werden, daß es allerdings Mittel giebt, den außerordentlichen Nutzen der ökonomischen Bücher und ihrer Lektüre ohne ihren gefährlichen Klippen zu nahe zu kommen, zu ernten, — so glauben wir alles zur Rechtfertigung dieser Behauptung gethan zu haben.

§. 20.

Die Vorsichts- und Klugheitsregeln, die wir demnach aufzustellen haben, sind folgende:

I. **Jeder, der die Oekonomie studirt, wähle unter den verschiedenen Wegen,**

dieses Studium zu betreiben, den Mittelweg; der auch hier, neben den verschiedenen Abwegen, am sichersten zum Ziele führt, d. h. man glaube weder, daß man allein auf dem Wege der Empirie; noch daß man allein durch die Theorie, und ökonomische Lektüre eine gründliche, vollständige Kenntniß der gesammten Landwirthschaft erlangen könne; sondern verbinde, wo möglich, beide mit einander.

Der praktische Oekonom, worunter wir den verstehen, der entweder bei der Führung einer ländlichen Wirthschaft, oder doch sonst auf dem Lande selbst, im Mittelpunkt einer Wirthschaft, die Oekonomie durch Hülfe eigener Beobachtungen und Erfahrungen studirt, glaube ja nicht, der ökonomischen Lektüre überhoben seyn zu können; und derjenige, der die Oekonomie praktisch zu studiren keine Gelegenheit hat, sondern seine Kenntnisse nur aus der ökonomischen Lektüre und Theorie zu schöpfen genöthigt wird, suche alle Gelegenheit auf, dieselben praktischer zu machen, d. h. er suche durch eigene Beobachtung im Gebiet der Landwirthschaft und durch Gespräche mit klugen erfahrnen Landwirthen sich ökonomische Er-

fahrung zu sammeln, und dadurch seine Kenntnisse zu vermehren, zu bestätigen und zu berichtigen, welches die so großen, wichtigen Vortheile der Praxis sind, die Niemand bezweifeln wird. Der erste nun wird, zu seinem größten Nutzen, durch die ökonomische Lektüre lernen, wie und was die Oekonomie werden und seyn solle; er wird den Gründen und Ursachen dessen, was er schon weiß, auf die Spur kommen: den zweiten aber wird die Praxis lehren, was die Oekonomie sey, und was sie seyn und werden könne.

§ 21.

II. Eine zweite Regel ist:

Man lese, wenn man wahren Nutzen davon haben will, nur dann erst recht viel, wenn man schon praktische Kenntnisse hat; damit man fähig sey, das Wahre, Anwendbare und Gute, vom Falschen, Chimärischen und Schlechten in dem, was man gelesen hat, selbst zu unterscheiden, und mit Glück weiter darüber nachzudenken.

Diese Regel, die übrigens weiter keiner nähern Erläuterung bedarf, paßt aber freilich nur für den, der zur eigentlich praktischen Erlernung

der Oekonomie Gelegenheit hat. Statt derselben geben wir daher dem, welchem letztere fehlt, und den gleichwohl das Studium der Oekonomie sehr interessirt, die folgende:

§. 22.

III. Er lese nur solche ökonomische Bücher, die ihm von erfahrnen und kenntnißreichen Landwirthen oder andern kompetenten Richtern als gründlich und nützlich empfohlen worden sind.

Er wird in solchen Büchern nicht leicht etwas Falsches und Chimärisches finden; und wenn er die erste Regel befolgt, d. h., wenn er über das, was er gelesen hat, in Gesprächen mit aufgeklärten Landwirthen, und durch eigene Beobachtung der Natur, wozu er immer einige Gelegenheit haben wird, eine weitere und genauere Auskunft zu erlangen bemüht ist; so kann er die geschwindesten und glücklichsten Fortschritte in seinem Studium machen und dabei doch der Gefahr entgehen, einen Schwall leerer, unnützer Kenntnisse, statt wahrer, gründlicher Wissenschaft einzusammeln

§. 23.

IV. Eine vierte Regel ist: *)

Daß man bei seiner Lektüre nicht die ganze gesammte ökonomische Literatur gleichsam verschlingen und alles lesen wolle, was die neueste Messe hervorgebracht hat, sondern solche Bücher auswähle, die sich durch ihre schon rühmlichst bekannten Verfasser, oder durch gute Recensionen in den kritischen Journalen und Zeitungen, denen man hierin ziemlich trauen kann (weil sie hier am wenigsten parteiisch sind), oder durch die Neuheit des Inhalts, den sie versprechen, empfehlen.

Dies ist eine Regel besonders für alle die, welche weder Zeit noch Geld genug zur ausgebreitetsten Lektüre haben, um sich zu sichern, daß sie nicht ihre Zeit und Geld ohne den geringsten Nutzen verschwenden, noch einen Schatz von großen Kenntnissen gesammelt zu haben

*) Ich habe diese Regeln so speciell als möglich zu machen gesucht, um, wo möglich für Jeden der verschiedenen Oekonomie-Beflissenen eine passende aufzustellen; daher manche einzeln mit aufgeführt ist, die schon in einer andern allgemeinern mit begriffen war.

glauben, der doch nur wenig, oder gar keinen Werth hat. — In dieser allgemeinen Regel ist folgende besondere enthalten:

§ 24.

V. Der ausübende Oekonom muß unter den mit Grund empfohlnen Büchern diejenigen vorzüglich auswählen, welche ihn zugleich mit in den Hülfs- und Nebenwissenschaften der Oekonomie, oder in solchen ökonomischen Geschäften und Gegenständen, welche er bei der Anwendung kennen zu lernen keine Gelegenheit hat, Unterricht geben.

§ 25.

VI. Eine sechste Regel ist:

Daß man aber auch nicht gar zu wenig lese und in dem Wahne, man werde nichts Neues darin finden, vorzüglich neuere Schriften, ohne sie gelesen, oder ein Urtheil über sie gehört zu haben, verdamme.

Die Gründe, auf welchen diese Regel beruht, sind folgende:

a) Durch eine ausgebreitete Lektüre erweitert man

seine Kenntnisse nothwendig immer mehr und mehr, und wenn auch manches Buch nicht viel Neues und Gutes enthält, so wird es doch wenige oder keins geben, in dem man nicht hier und da etwas davon finden sollte. Die verschiedenen Verfasser lebten in verschiedenen Gegenden, machten ihre Erfahrungen zu verschiedenen Zeiten, betrachteten jeder seinen Gegenstand von einer besondern Seite u. s. w.

b) Dadurch, daß man viele Bücher lieset, wird man die Wahrheit einer darin vorgetragenen Sache erst recht inne; eins widerlegt das andere und weist es zurechte.

Diese Regel gilt daher für die, welche viel zu lesen, Zeit, Vermögen und Gelegenheit haben, und oft besonders für die, welche die Oekonomie nur aus Büchern lernen, wenn sie keine Gelegenheit haben, ihre Kenntnisse auf die oft erwähnte Art praktisch zu machen, und sie geht gegen diejenigen (vorzüglich ältern Landwirthe), die, so sehr sie auch den Nutzen und die Nothwendigkeit der ökonomischen Lektüre anerkennen, dennoch dieselbe nur auf die ältern ökonomischen Bücher, als die allein gründlichen und zuverlässigen, einschränken wollen, und alle neuern, entweder als fade und leere Geburten einer so ge-

nannten Stuben-Oekonomie, oder als unnütze Wiederholungen der ältern Schriften ungelesen verachten und vernachlässigen. So wahr das Letztere, wie wir es auch im Vorhergehenden zugegeben haben, von einem ziemlichen Theile der neuern ökonomischen Schriften seyn mag; eben so gewiß ist es auch, daß viele unter den neuern Produkten der ökonomischen Literatur sind, welche als die schätzbarsten Bereicherungen derselben angesehen zu werden verdienen; indem sie die eigentlichen jetzigen Zwecke der literarischen Bearbeitung der Oekonomie, d. h. die Ausfüllung der Lücken und Verbesserung der Mängel der Empirie, die Verbindung der Hülfs- und Nebenwissenschaften mit der Oekonomie, den systematischen Vortrag derselben, die Vertilgung des Aberglaubens und der ökonomischen Vorurtheile, die Berichtigung und Bestätigung der Erfahrungen durch Angebung der Gründe und Ursachen, die Beilegung der ökonomischen Streitigkeiten und Zweifel, die Bekanntmachung neuer ökonomischer Erfindungen und Entdeckungen u. s. w. indem sie, sage ich, alle diese Zwecke auf das glücklichste, weit besser, als viele der ältern, erreichen und erfüllen.

§ 26.

Die wichtigsten Regeln aber betreffen die praktische Anwendung des Gelesenen; und wir stellen als die erste derselben folgende auf:

VII. **Man mache die in Büchern vorgeschlagenen neuen Versuche nie gleich im Großen, sondern erst im Kleinen und allmälig; so daß man von dem Mißrathen derselben eben so wenig weiteren Schaden hat, als von dem Gelingen einen andern Nutzen, als den, daß man über die Sache gehörig belehrt wird: und nun beobachte man ja alle dabei obgewalteten Umstände und Verhältnisse, und untersuche die Sache so genau als möglich, ehe man sie ins Große treibt.**

Jeder praktische Landwirth, der sich unter seinen gewöhnlichen Standesgenossen auszeichnen, und seine Wirthschaft zu einem höhern Ertrag bringen will, sollte ein eigenes Stück Feld *) haben, worauf er solche Versuche mit neuen Früch=

*) Es muß aber durchaus **freies, eignes** Feld, kein Gartenland seyn; und zu jedem Versuch muß man doch 10 — 20 Quadratruthen nehmen: mannichmal aber auch einige Morgen anderswo.

ten, neuer Art den Boden zu bearbeiten, zu düngen u. s. w. anstellte. So hatte der Graf Borke, dessen Wirthschaft auf seinen Stargardtschen Gütern ehemals viel Aufsehen machte, einen solchen Exerzierplatz, wie er ihn nannte. *) Wenn man nun die Umstände und Verhältnisse, unter welchen man solche Versuche auf diesem Platz im Kleinen mit Glück zu wiederholten Malen machte, mit denjenigen, unter welchen man sie im Großen unternehmen kann, auf das genaueste vergleicht, und sie bei dem letztern eben so, wie bei dem ersten, ganz gleich findet; so kann man alsdann schon mit Recht das glückliche Gelingen dessen im Großen hoffen, was im Kleinen auf diese Art gelang. Nur darf man durchaus, wenn man vorsichtig gehen will, nur allmälig, Schritt vor Schritt, weiter gehen und ja nicht gleich, durch Einführung einer solchen Neuerung, die ganze Wirthschaftsart umändern; ja nicht eher, als bis man die Versuche mit Glück 2—3 Jahre nach einander immer mehr im Größern gemacht hat, und so von ihrer wirklichen

*) Des Grafen von Borken Beschreibung der Stargardtschen Wirthschaft in Hinterpommern. Berlin 1783. 8. S. 59. — Der Platz war vier dortige Scheffel groß.

Nutzbarkeit und Anwendbarkeit fürs Ganze und für das Oertliche insbesondere, auf das gewisseste überzeugt worden ist. Man erfährt so am besten, ob das ein- oder zweimalige Gelingen *) eines Versuches bloß zufällig war, und ob die Sache auch im Ganzen für die Umstände, in denen man sich befindet, passe. Denn es kann eine neue ökonomische Erfindung oder Verfahrungsart für diese Gegend und diese Verhältnisse sehr nützlich seyn, und für eine andere Gegend und für andere Verhältnisse gerade das Gegentheil wirken. Man berechne auch ja dabei den Ertrag, den man davon gehabt hat im Durchschnitt mehrerer Jahre, und vergleiche ihn eben so mit dem der zeitherigen Art und sehe, welche die andere im Durchschnitt überwiegt. Es kann eine Sache in einzelnen Jahren ungleich einträglicher seyn, als eine andere, und im Durchschnitt

*) Sollte der neue auf diese Art im Kleinen gemachte Versuch nicht gelungen seyn, so untersuche man, ob man alles beobachtet habe, was dabei zu beobachten war. Wenn man nur den geringsten Fehler dabei beging, so lasse man sich die Mühe nicht verdrießen, den Versuch noch einmal, aber sorgfältiger zu machen, man würde sonst gar zu leicht durch eigene Schuld manches neuen Vortheils in der Wirthschaft entbehren.

mehrerer Jahre ihr dennoch im Ertrag nicht beikommen. Man untersuche dabei ferner, ob diese Neuerung nicht etwan den Nutzen eines andern mittelbar oder unmittelbar mit ihr in Verbindung stehenden Zweiges der Oekonomie aufhebe, oder demselben doch schade und mithin dem Ganzen nicht so vortheilhaft sey, als sie es wohl einzeln betrachtet seyn möge. Z. B. man wollte eine neue Frucht bauen, welche an sich recht einträglich wäre, aber wegen ihrer späten Erndte es unmöglich machte, das Feld, worauf sie gestanden, nach derselben, wie zeither, mit Winterfrucht noch zu besäen, vielmehr nöthigte, Sommerfrucht im folgenden Frühjahr darauf zu bringen. Da nun der Ertrag der Sommerfrucht dem der Winterfrucht sehr nachsteht, so würde dadurch auch der Ertrag der neuen Frucht um so viel vermindert, als der durch sie der Wirthschaft zugezogene Verlust betrüge. Eben so kann eine neue Frucht, so reich an Ertrage sie auch an sich ist, dennoch im Ganzen der Wirthschaft mehr schaden als nützen, wenn sie den Strohertrag, einen der wichtigsten Theile der ganzen ökonomischen Produktion, gar zu sehr vermindert und dadurch den Ankauf des Strohes nothwendig macht. Diese große Vorsicht gilt aber hauptsäch-

lich nur von großen, wichtigen, ökonomischen Neuerungen; *) z. B. von gänzlicher Abänderung des zeitherigen Wirthschafts-Systems, von einer ganz neuen Feldbestellungsart, von einem ganz neuen Fruchtwechsel oder von dem Anbau einer fremden neuen Frucht, den die erstere oder der andere mit sich brächten. Wenn man hingegen nur eine neuerlich empfohlne Sorte einer bekannten Frucht, die solche Veränderungen nicht nach sich zöge, bauen will, so ist es genug, nach reiflicher Ueberlegung der nur gedachten Umstände, die dabei in Betrachtung kommen, im Kleinen **) ein paar glückliche Versuche mit ihr gemacht zu haben; man müßte denn ganz besondere glückliche Umstände, vorzüglich in Rücksicht der Beschaffenheit der Witterung dabei wahrgenommen haben, welchen allein man das glückliche Gelingen zuschreiben zu müssen glaubte. Da man auf diese nicht immer rechnen kann, so wäre es freilich

nöthig,

*) Wie nöthig sie ist, zeigt das traurige Schicksal so manches braven Mannes, der mit Vernachlässigung derselben sich zu tief in ökonomische Versuche wagte, und darüber zu Grunde ging, wie z. B. der Engländer Tull und Andere.

**) D. h. doch auf einigen Morgen.

nöthig, noch einen dritten Versuch zu machen, ehe man die Sache ins Große triebe. Eben so versteht sich von selbst, daß man nicht mehrere Jahre Versuche mit einer neuen Maschine, wie z. B. der neuen Wurfmaschine, zu machen braucht, ehe man sie ganz bei sich einführt und, um bei dem angeführten Beispiele zu bleiben, das Wurfen mit der Wurfschaufel ganz abschafft. So bald man einmal von der geschwinden und bessern Art, wie die Maschine wirkt, von ihrer Dauerhaftigkeit und Wohlfeilheit überzeugt ist, — was der erste Augenschein lehren kann, — so braucht man sich gar nicht weiter lange dabei zu bedenken. Die Sache ist ja auch hier sehr bald wieder auf den alten Fuß zu stellen.

Mehr Vorsicht aber erforderte die Einführung der Dreschmaschinen statt des Handdreschens.

§. 27.

VIII. Eine andere hieher gehörige Regel ist:

Man sorge auch allemal dafür, daß so bald man eine durch mehrere Versuche im Kleinen erprobte, und für nützlich befundene Neuerung schon ins Große treibt, auch noch immer der glückliche Fortgang der Wirthschaft gesichert

und gedeckt sey, wenn auch gegen alles Vermuthen ein Umschlag erfolgen sollte.

Ich will die Stallfütterung und den Kleebau als Beispiel zur Erläuterung dieser Regel anführen: wo man sich durchaus durch vorherigen Futterbau oder Futter- und Stroherkauf, erst in Stand setzen muß, einen etwanigen Umschlag des Klees auszuhalten, und den nun weit höhern Strohbedarf zur Einstreuung befriedigen zu können; wenn man dann nicht das einmal angefangene Werk auf einmal ins Stocken gerathen und dadurch der Wirthschaft einen heftigen Stoß beibringen lassen will; denn man müßte sonst entweder einen Theil seines Viehes aus Mangel an Fütterung verkaufen, welches der Wirthschaft durch die Verminderung des Dünger-Erzeugnisses sehr schädlich wäre; oder, um welchen Preis es auch sey, Futter aufkaufen.

§. 28.

IX. Von den Angaben und Berechnungen der Benutzung und des Ertrages, den man von dem Anbau dieser oder jener Fruchtsorte, oder andern Zweig der Oekonomie in Büchern lieset, darf

derjenige, welcher keine eigenen Erfahrungen und Versuche damit anstellen kann, oder der sie wenigstens noch nicht angestellt hat, um sicher zu gehen, nicht mehr als die Hälfte in der Regel als wahr annehmen.

Die Prahlereien und Unrichtigkeiten, welche die praktischen Landwirthe, die über ihre Wirthschaften schreiben, von denselben zu sagen, sich nicht geschämt haben, geben oft den Großsprechereien der sogenannten Stuben-Oekonomen nichts nach, und sind bei jenen noch weit gefährlicher als bei diesen, wo man schon weiß, mit wem man zu thun hat. — Ich will wahrhaftig nicht die wahren Verdienste des berühmten geh. R. Schubarts von Kleefeld antasten, sondern durchaus nur der Wahrheit die Ehre geben, wenn ich behaupte, daß diesem wegen seines großen Rufes und Ansehens ganz besonders gewichtvollen ökonomischen Schriftsteller, der sich eben wegen des Glaubens und Zutrauens, welche das ökonomische Publikum in ihn setzte, durchaus die allerstrengste Wahrheitsliebe bei der Mittheilung seiner ökonomischen Erfahrungen zum unverbrüchlichsten Gesetz hätte machen sollen, dieser Vorwurf in mehrern Stellen seiner Schriften ge-

macht werden müsse. So sagt er z. B., um nur ein Beispiel anzuführen, in seinen ökonomisch-kameralistischen Schriften Th. I, S. 70 f. „ein Sächsischer Acker von 72,000 Quadratschuhen Kleeland gebe 218 Centner Kleeheu:" *) da man doch, wenn man sicher gehen, und sich nicht selbst bei seiner Rechnung betrügen will, nur 80 bis 100 Centner im Durchschnitt davon annehmen kann, wie ich aus sicherer mehrjährigen Erfahrung weiß. Auch Prof. Borowsky sagt daher in seiner Schrift: Die besten Getraidearten und Futterpflanzen 2c. Berlin 1789. S. 22, „ein Magdeburger Morgen von 180 Rheinl. Quadratruthen gebe 40 — 50 Centner Kleeheu;" ferner Eugenmuß in seinen sämmtlichen Oekonom. Schriften, herausgegeben von G. Stumpf (Jena 1789. 8.) S. 58, rechnet von 160 Quadratruthen im Durchschnitt auch nicht mehr als 40 — 50 Centner. Eben so verhält es sich mit der Angabe des

*) In dessen aus seinem Nachlaß (??) herausgekommener Landwirthschaftslehre zum gemeinnützigen Gebrauch für Landwirthe (Leipzig 1797 8.) S. 15, heißt es auch wieder 150 Quadratruthen, oder 36000 Quadratschuh Kleeland geben 100 Centner Kleeheu; doch solle man nur 80 im Durchschnitt rechnen.

Ertrags, den Mancher auf seinem Felde von einer Frucht gehabt haben will. Er will das zwanzigste bis dreißigste Korn erbaut haben, wo Andere mit dem neunten bis zehnten zufrieden sind; u. d. m.

§ 29.

X. Folgende Regel ist ebenfalls nur für ausübende Landwirthe, und wir stellen sie, ob wir gleich schon oben von ihr gesprochen haben, doch der Vollständigkeit wegen nochmals hier auf:

Man benutze zur ökonomischen Lektüre nur die müßigen Stunden, die die Betreibung der Landwirthschaft übrig läßt, d. h. die Abendstunden, vorzüglich an Winterabenden — die Stunden an Regentagen, ohne sich je von einem landwirthschaftlichen Geschäfte selbst durch dieselbe abhalten zu lassen.

§. 30.

XI. Und dieser fügen wir die letzte Regel vorzüglich für die, welche die Oekonomie erst erlernen, hinzu:

Man lese nicht bloß, sondern excerpire die interessantesten und wichtigsten

Stellen aus den besten und gründlichsten Schriften, und schreibe sich vorzüglich die Angaben und Berechnungen, die man über irgend einen einzelnen Zweig der Oekonomie in mehrern Schriften findet, auf.

Unmöglich kann man alles, was man gelesen hat, im Gedächtniß behalten: man vergißt oft die wichtigsten Dinge, und hat also umsonst gelesen. Dagegen schützen aber Excerpte oder Auszüge, die man sich mit Anzeichnung der Stelle, wo man sie gefunden hat, aus den gelesenen Büchern macht; welche auch noch den großen Vortheil gewähren, daß durch die Zusammenstellung verschiedener Erfahrungen, Meinungen und Angaben über einen und eben denselben Gegenstand, dieselben am besten mit einander verglichen und durch einander berichtigt werden können, so daß man am Ende dadurch am sichersten auf die Wahrheit selbst kommt. Um diesen Auszügen einige Ordnung zu geben, und so die Aufsuchung zu erleichtern, würde ich, vorzüglich denen, die die Oekonomie praktisch oder nur wissenschaftlich erst erlernen und welche diese Regel am meisten, wie schon erinnert worden, angeht, rathen, sich dazu ein System der Landwirthschaft — wozu ich

ihnen wieder kein besseres, als des Hofrath Beckmanns vortreffliche Grundsätze der Deutschen Landwirthschaft vorzuschlagen wüßte — zu wählen, und nach dessen Paragraphen die Excerpte, auch wenn sie wollen, mit eigenen, aus eigenen Erfahrungen und Beobachtungen abgezogenen Anmerkungen begleitet, in ihr Manuskript einzutragen: wobei sie auch auf die leichteste Weise Gelegenheit haben, die neueste, seit der letzten fünften Ausgabe dieses Werks (im Jahr 1802) erschienene Literatur nachzutragen. Wenn sie nun von Zeit zu Zeit diesen weitläuftigen Kommentar über jenes oft, (wie es für ein System durchaus nicht anders seyn konnte,) sehr kurz abgefaßte Werk durchlesen; so werden sie nach und nach ökonomische Kenntnisse von dem größten Umfange erlangen, und so den größten Nutzen aus ihrer ökonomischen Lektüre schöpfen.

§ 31.

Wir glauben nunmehr die Maß- und Vorsichtsregeln, wodurch man des außerordentlichen Nutzens der ökonomischen Lektüre am sichersten und ohne sich ihrem möglichen Schaden auszusetzen, theilhaftig werden kann, hinlänglich dargethan und erläutert zu haben. Daß nun die un-

endlichen Vortheile und Wohlthaten der ökonomischen Lektüre nicht bloß ein Geschenk für den gebildetern Landwirth sind, sondern sich auch sehr auf den gemeinen Landwirth verbreiten lassen, haben wir schon im Vorhergehenden erinnert. *) Und wenn man auch nicht läugnen kann, daß ein Bauer seine Wirthschaft nach seiner Art gut genug führen könne, ohne je etwas gelesen zu haben, so muß es doch aus unserer Abhandlung erhellen, daß er sich durch gute ökonomische Bücher noch unendliche Vortheile verschaffen, und

*) Daß es uns auch gar nicht an den belehrendsten und zweckmäßigsten Schriften für den Bauer in sehr vielen Zweigen der Oekonomie fehlt, dafür haben eine große Menge verdienter Männer, worunter ich nur die Herren Fischer, Christ, Riem, den Verfasser des Erdmann und Erdmuthe Hülfreich neunen will, gesorgt, und in noch unbesetzten Fächern werden Andere diese Mühe noch übernehmen. Es wäre daher wohl eine nützliche Arbeit, alle für den Bauer geschriebenen ökonomischen Schriften, in eine ökonomische Bauer-Bibliothek zusammen zu sammeln, und mit kritischen Anmerkungen zu erläutern; eine Arbeit, die wir uns künftig noch vorbehalten. Etwas dafür haben wir schon im Handbuch der ökon. Literatur Th. I. B. I. S. 94 § 150. Th. II. S. 251 § 6 — 18 und S. 255 gethan.

in seiner Oekonomie fortrücken könne. *) Noch folgen daher einige Vorschläge, dieselbe auch unter den wenig gebildeten und gemeinen Landwirthen, d. h. den Bauern, Verwaltern und kleinen Pächtern einzuführen, und die entgegen stehenden Hindernisse zu heben. Denn dem gebildeten, d. h. denkenden und forschenden Landwirth muß die Sache sich selbst empfehlen; bei ihm braucht man dafür nicht zu sorgen. Wer über eine Sache denkt und forscht, d. h. sie als Wissenschaft studirt, der kann nicht ohne Bücher bestehen,

*) Was daher der Hausvater (des Hern von Münchhausen) im Vorbericht des zweiten Theils S. XVIII sagt:

„Die stärksten Landwirthe, sonderlich im Feldbau pflegen diejenigen zu seyn, welche von allen herausgekommenen berühmten landwirthschaftlichen Schriften nichts gelesen haben und kaum wissen, daß sie vorhanden sind u. s. w."

welches wirklich in der Vorrede zu einer ökonomischen Literatur an einem ganz besondern Orte steht, läugnen wir wenigstens jetzt geradezu; und berufen uns dabei auf unsere ganze gegenwärtige Abhandlung. Wer die ausgebreitetste ökonomische Lektüre verbunden mit der ausgebreitetsten Erfahrung besitzt, der ist der größte Landwirth!

§ 32.

Der Verfasser einer kleinen Schrift: Ueber den Zustand der gegenwärtigen Aufklärung in der Oekonomie und deren Nutzen für den praktischen Landwirth ꝛc. Rostock 1785. 8. stellt S. 4 und 5 drei Ursachen auf, welche der Verbreitung der ökonomischen Bücher unter den gemeinen Landwirthen im Wege gestanden haben.

a) „Daß die meisten Bücher, die ihnen zufällig von Zeit zu Zeit in die Hände gefallen, ungründliche und chimärische Produkte eines Stuben-Oekonomen, oder unnütze und unverständliche Uebersetzungen gewesen seyen, von deren Unbrauchbarkeit und der Unanwendbarkeit ihrer Lehren und Vorschläge jene Leser sogleich so überzeugt worden wären, daß sie damit einen Haß auf alle ökonomische Schriften geworfen hätten, und nun gar nichts mehr lesen wollten.“

b) „Die meisten,“ sagt er ferner, „und vorzüglich die besten ökonomischen Schriften, d. h. die, welche physicalische, mathematische, chemische Kenntnisse mit ökonomischer Erfahrung vereinigen, sind nicht faßlich und umständlich genug für den Landmann.“

c) „Es mangelt den Landleuten an der Zeit zum Lesen, und das Geld für die Bücher haben sie nicht.“

Wir setzen

d) eine vierte Ursache hinzu: — Der gemeine Landwirth, d. h. der gemeine Pachter, Verwalter und der Bauer, will durchaus nichts von ökonomischen Büchern lesen, theils aus großem Dünkel, daß er der alleinige Besitzer ökonomischer Weisheit sey, theils aus Trägheit und der Furcht vor Nachdenken.

§. 33.

Wie ist nun diesen vier Ursachen, wegen welcher die Bauern nicht zu lesen pflegen, abzuhelfen?

Man hat vorerst schon öfter darauf gedacht, der ökonomischen Schriftstellerei ein Gewand zu geben, welches dieselbe dem gemeinen Landwirth am nützlichsten, leichtesten, angenehmsten und gefälligsten machte, und sich durch die drei letzten Eigenschaften, besonders bei ihm zu Anfang einschmeichelte; indem man nicht bezweifelte, daß nicht nach und nach auf diesem Wege der gewisse, aus der Sache entspringende Nutzen ihre Verbreitung erleichtern und fortdauernd machen,

und die Bauern von ihrem nur erwähnten ökonomischen Eigendünkel zurück bringen würde. Man kleidete daher seinen schriftlichen, ökonomischen Vortrag in Gespräche ein, *) z. B. zwischen einem Gutsherrn, oder Pfarrern und einem Bauer u. dgl., oder in Geschichtserzählun-

*) So findet man einen ältern Versuch zu solchen Gesprächen, in den Leipziger Sammlungen (von Zink Thl. XII. S. 729 – 781, unter dem Titel: Probe von den zum Unterricht der Landleute verfaßten Gesprächen, und zwar das vierte Stück des H. v. H. das Examen eines neuen Verwalters; ein Gespräch zwischen H. Boas, dem neuen Verwalter Pamphil, und dem Scheunenvoigt Hanstölpeln. Dieses Gespräch enthält einen Unterricht über die Scheunengeschäfte. S. 669 kündigt der Verfasser desselben mehrere Gespräche der Art schon als fertig an. Dieses kann aber freilich nicht zum Muster dienen; besser sind unter mehrern literarischen Produkten der Art, z. B. die Unterredungen einiger Personen, die Aufhebung der Brache, und Anbau der Futterkräuter betreffend, von None. Hildburgshausen 1786. 8. (2 Gr.) vorzüglich aber: Bechstein's J. M. neue Gespräche im Wirthshaus zu Klugheim gehalten über Gegenstände aus der Natur und Oekonomie, 2 Bändchen, Schnepfenthal und Nürnberg 1796 und 1804. 8. à 12 Gr.

gen, ja sogar in Fabeln: *) man brachte ihn in die Form eines Katechismus u. dgl; um die dem Bauer und gemeinen Mann gewohnte Art und Weise etwas zu lernen auch hier beizubehalten; und bestimmte dergleichen ökonomische Katechismen auch zum ökonomischen Unterricht auf Landschulen, um von Jugend auf den Landmann an schriftlichen Vortrag der Oekonomie zu gewöhnen. **)

Diese mancherlei Einkleidungen und Formen des Vortrages sind allerdings recht gut und empfehlen die Sache: allein der Hauptpunkt bei der Einführung der ökonomischen Lektüre unter den gemeinen Landwirthen ist nun der, wie man dergleichen Schriftchen am besten verbreitet, so daß sie nicht allein ihnen bekannt werden, sondern daß sie ihnen auch nicht viel kosten. Denn viel

*) Siehe Sendschreiben von den Fehlern, der Anzeigeblätter und den Mitteln, den Bauer in der Wirthschaft besser zu unterichten, in den Leipziger Samml. Thl. XII. S. 668.

**) Siehe dgl. an den angeführten Orten des Handbuchs der Literatur und noch besonders S. 103 — 5 Th. I. B. I. besonders von Christ, Kerzig, Riem, Bart, Wiegand und andern.

Geld können und wollen sie durchaus nicht dar- auf wenden. Einer der besten Wege scheint mir die Einrückung neuer ökonomischer Wahrhei- ten, Erfahrungen, Beobachtungen, Erfindungen und andern neuen ökonomischen Nachrichten, nebst den dem Landmann zu wissen nöthigen und nützlichen Sätzen und Regeln, aus den Natur- wissenschaften, der Mathematik, besonders auch der Vieharzneikunst und Technologie u. s. w. *) wodurch dem Aberglauben, den Vorurtheilen und Irrthümern in der Oekonomie entgegen gearbei- tet, mancher sich zu verschaffende Vortheil und Nutzen bekannt gemacht wird, **) — (in der leich-

*) Denn auf Bekanntmachung des Landmanns mit den Wohlthaten und großen Vortheilen der Naturwissen- schaften u. dgl. für die Oeconomie, sollte doch ganz vorzüglich mit gesehen werden. Hiezu noch: Herr- manni populairer Unterricht für den Bür- ger und Landmann über das gemeinnützig- ste und wissenswürdigste aus der Oekono- mie und Fabrikenwissenschaft nach den drei Reichen der Natur geordnet, und aus na- turwissenschaftlichen Gründen erläutert, Königsberg 1799. 12. (12 Gr.) (im Thierreich ist er nur etwas zu unvollständig,) und Bechstein s. nachher.

**) Denn es müssen durchaus nicht Dinge seyn, die er schon

testen, faßlichsten, dem Bauer angenehmen Sprache geschrieben) — in die Kalender, *) deren doch

an sich weiß, sondern nur solche, woraus er die ihm ermangelnden, und sonst nicht erlangenden Kenntnisse erlernen kann: und daß hier bloß von Verbreitung der ökonomischen Aufklärung die Rede sey, nicht von der allgemeinen, versteht sich von selbst.

*) „In Carlsruhe und München sind," schreibt Bernhard in seiner Policei der Dörfer, Stuttgardt 1783. 8. „schon ökonomische Kalender gedruckt wurden, und in Sachsen sollen 7 Jahr lang dergleichen zum Vorschein gekommen, welches man wohl dem, um den gemeinen Mann so verdienten Freiherrn von Hohenthal zu verdanken haben wird." — Bloße ökonomische Kalender liebt nur der Bauer nicht, weil er noch mehr als bloß ökonomische Aufsätze im Kalender haben will. Darum geht Forstners Haushaltungskalender unter den Landleuten gewiß besser ab, als der Landwirthschaftskalender, der seit 1770 zu Studtgardt bei Metzler von Sprenger herausgekommen ist, aber bloß ökonomische, jedoch vorzügliche Aufsätze, in denen hauptsächlich der ökonomischen Naturgeschichte häufig gedacht ist, enthält und 4 Gr. kostete. Fröbings Kalender fürs Volk, das Stück 12 Gr., itzt 1 Thlr., ist zu theuer. Fischers Landwirthschaftskalender für den fränkischen Landmann, Nürnberg 1804, ist sehr gut.

jeder Bauer oder gemeinere Landwirth sich einen oder mehrere jährlich kauft, und wo dergleichen Aufsätze statt jener albernen Erzählungen, Geister und Feenmärchen, die man darin findet, den Platz weit nützlicher und heilsamer ausfüllen würden; eine Sache, worüber schon so viel geschrieben worden, daß wir hier nicht nöthig haben, mehr davon zu sagen.

Wenn man ferner dergleichen Aufsätze in solche Wochenschriften und Wochenblätter oder Zeitungen, die auch von manchem der gemeinern Landwirthe gelesen werden, bringt; so thut dieß schon sehr viel. Wer es gelesen hat, sagt es einem Andern, der dazu nicht Gelegenheit hatte, wieder, wenn es ihm gefiel; und vielleicht fände sich in einem oder mehreren Dörfern eine Gesellschaft zusammen, die dergleichen mit hielt und unter sich vertheilte, wo es Jedem nur sehr wenig kostete; wenn nur Schulmeister und Pfarrer die Sache vorschlagen, und sich zu Vertheilung und Verschreibung der Blätter erbieten wollten. Viele Bauern lesen ja wenigstens politische Zeitungen, warum sollten sie nicht auch dazu gebracht werden können, solche Wochenblätter zu lesen? Und wenn man auch sagen wollte, daß dies nur in Dörfern, welche in der Nähe von

Städten liegen, Statt finden könne; so antworten wir, daß der größte Theil von Dörfern immer um die Städte herum liege; und je weiter die Dörfer von Städten liegen, desto eher hat jedes seinen eigenen Pfarrer und Schulmeister, der doch wenigstens mit der übrigen Welt in einiger Verbindung steht: oder es haben auch die Bewohner solcher Dörfer, die bei Städten liegen, Bekannte und Verwandte in solchen, die davon entfernt sind, mit denen sie mannichmal zusammen kommen; und so könnten die letzteren auch immer daran Theil nehmen. — Nichts schickte sich zu diesem Behufe besser, als das Leipziger Intelligenzblatt, wie es ehemals in den ersten sechziger und siebziger Jahren war, und wie es bald wieder werden könnte. Man fand darin die schönsten, gründlichsten, faßlichsten ökonomischen Aufsätze, und in jedem Stück meist mehrere; da hingegen jetzt, jedoch gewiß nicht durch die Schuld des Herausgebers, nicht in jedem Stück etwas Oekonomisches vorkommt. Das Wittenbergische Wochenblatt von Dr. Titius, welches 1768 mit eben diesem Plan entstand, enthält jetzt beinahe noch mehr ökonomische Aufsätze, als das Leipziger Intelligenzblatt, allein nicht nur dies, sondern auch das

sonst vortreffliche Hannöversche Magazin, denn der Reichsanzeiger, der Verkündiger, die Steinbecksche Wohlfahrtszeitung der Teutschen, die Teubernsche Stadt- und Landzeitung, die Zeitung fürs Volk, der Erzähler, alle sind für den gemeinen Landwirth zu dieser Absicht nicht ganz passend genug, denn sie enthalten noch viel zu wenig ökonomische Aufsätze, und viel zu viel Anzeigen, die den Landmann gar nicht interessiren können. Denn ob es zwar gleich, um einer solchen Zeitschrift mehrern Beifall unter jener Klasse von Menschen zu verschaffen, wesentlich nothwendig ist, daß sie sich durch interessante Abwechselung der Materien zur Unterhaltung empfehle, und daher eine bloße ökonomische Zeitung hier *) (wie schon von den Kalendern angemerkt worden) nicht die beste seyn würde; so muß doch zu Er-

*) Ein Verzeichniß derselben, die bald alle wieder eingingen, s. Handbuch der ökonomischen Literatur Th. I. B. I. § 110. Die neue Landwirthschaftliche Zeitung ist zwar recht lesenswerth, aber nicht für den Bauer, sondern den gebildeten Landwirth bestimmt. Nützlich ist das Märksche Volksblatt seit 98 bis 1801 zu Potsdam à 1 Thlr. 12 Gr. jährlich von der ökonomischen Societät herausgegeben.

reichung der erwähnten Absicht die Oekonomie unstreitig der Hauptgegenstand seyn.

§. 34.

Ferner würde es sehr nützlich seyn — was schon mit mehrern kleinen ökonomischen Schriften geschehen ist — wenn kleine Aufsätze über die interessantesten, dem Landmann unbekannten, oder doch durch Irrthümer verunstalteten Materien so wohlfeil als möglich gedruckt würden, und geheftet bei einem Buchhändler, und bei den Buchdruckern und andern Leuten, wo die Bauern ihre Kalender kaufen, auf den Jahr- und Wochenmärkten u. dgl. zu haben wären; so daß aber das Stück nicht mehr als 6 Pfenn. — 1 Gr. — 3 Gr. höchstens kostete. Ihre Bekanntmachung könnte theils dadurch geschehen, daß man sie in den Zeitungen und Kalendern, die der Landmann ließt, ankündigte, wo denn viele Bauern, die in die Stadt, wo sie zu haben wären, kämen, sich dieselben selbst holen, andere sie auf den Jahrmärkten wenigstens sich kaufen würden; theils daß man sie durch solche Leute, welche zeither mit kleinen Erzählungen (oft des fadesten, sinnlosesten und gefährlichsten

Inhalts) mit Liedern, mit Beschreibung natur-historischer Lügen u. s. w. den Buchhandel der Dörfer besorgt haben, und welche in allen, noch so weit von Städten entfernten Dörfern herumschleichen, und auch die Jahrmärkte besuchen, austheilen ließe. Der neugierige Bauer kaufte gewiß eine solche kleine Schrift, die ihm noch etwas neues ist.

Dabei sollten allerdings auch von der Polizei schriftliche, kurze, deutlich und gründlich abgefaßte Belehrungen für den Landmann über ganz besonders wichtige, wenig kultivirte Zweige der Oekonomie, neue Entdeckungen, Erfindungen und Beobachtungen aus derselben, oder aus den mit ihr zusammenhängenden Hülfs- und Nebenwissenschaften, vorzüglich aber Rathschläge in allen Fällen, wo der Landmann sich nicht selbst zu rathen weiß (z. B. wie er vor ökonomischen Unglücksfällen sich hüten, oder wenn sie doch eingetreten, sich dabei verhalten solle, um den Schaden wieder gut zu machen, in Zeiten, wo dergleichen besonders zu fürchten sind, nach Art der Noth- und Hülfstafeln über die Viehseuche und die Waldraupe von Faust und Zink, unentgeltlich unter den Landleuten ausgetheilt wer-

den: *) indem eine gewisse Anzahl Exemplare jedem Dorfschulzen zur weitern Vertheilung über-

*) Als Beispiele von solchen kleinen Schriften führe ich noch an: Riems beste Schrift fürs Landvolk vom Brand im Getraide. Leipzig 1786. 8. (2 Gr.) Schubarts Zuruf an die Bauern, die Futtermangel leiden, Leipzig 1786. 8. (2 Gr.) Die Kurfürstl. Sächs. Landesökonomie- Manufaktur- und Kommerzien- Deputation hat auch mehrmals dergleichen Aufsätze schreiben und vertheilen lassen, z. B. im Jahre 1765, einen Unterricht vom Leinbau, und ganz neuerlich die Noth- und Hülfstafel von Faust über die Rindviehpest, — welche beide Beispiele mir nur eben einfallen. Sie hat aber auch vorzüglich öfters Preisaufgaben dieser Art zum Besten des Landmanns über solche ökonomische Gegenstände, die vom Landmanne am wenigsten richtig und vortheilhaft beurtheilt und betrieben, oder gar vernachlässigt werden, aufgestellt, wovon mehrere in einer für den Landmann sehr nützlichen, wenn gleich aus Eckharts Experimental-Oekonomie größtentheils wörtlich zusammengeschriebenen Schrift beantwortet sind, unter dem Titel: Kurze Anweisung für den Landmann, Steinkohlen, Torf u. s. w. zu entdecken, Wiesen und Felder zu verbessern u. s. w. veranlaßt durch die auf allergnädigsten Befehl Sr. Kurfürstl. Durchl. zu Sachsen zu Michael 1788 bekannt gemachten Preisaufgaben zur Ermunterung

geben würde. Es könnte dazu das Geld angewendet werden, was zeither auf Prämien von Preisaufgaben gewendet worden ist, deren man jetzt bei der so überhand genommenen Schreibseligkeit des Publikums wahrhaftig nicht mehr so nöthig hat, um zur Schriftstellerei anzureizen, als dies wohl ehemals der Fall war.

Die Wahl, oder auch die Abfassung solcher Aufsätze, die Sorge sie zu verbreiten, wäre eine Sache für die ökonomischen Societäten, die ihren wohlthätigen Einfluß dadurch noch vermehren, und auf Gegenden und Menschen verbreiten würden, die zeither wenig davon genossen. *)

des Nahrungsstandes, Leipzig 1789. 8. bei Schwickert. (1 Thlr.)

*) Die Leipziger ökonomische Societät hat mehrmals dergleichen Aufsätze verbreiten lassen, die in dem verdienstvollen, schätzbaren Intelligenzkomtoir unentgeltlich ausgetheilt wurden: z. B. Warnung an inländische Landwirthe wegen Verfütterung des verschlämmten und verdorbenen Heues und Grummets, Leipzig den 6. Dec. 1769. Es waren in diesem Jahre die meisten Wiesen überschwemmt worden, daher diese Warnung gewiß sehr heilsam war. Ferner eine Anleitung zum Cichorienbau für Städte und Landwirthe, die im Jahre 1795 eben daselbst vertheilt wurde.

§ 35.

Das Wichtigste aber, und Größte, was man für die Theilnahme des Landmanns an dem Nutzen der ökonomischen Schriftstellerei thun kann, ist und bleibt allemal der Unterricht der Landjugend in Landschulen in der Oekonomie, nach Anleitung guter ökonomischer Bücher. *) Dadurch werden sie von den frühesten Zeiten an an schriftlichen Vortrag der Oekonomie gewöhnt, und erhalten eine Achtung und Ehrfurcht für denselben, die sie mit Hülfe der mächtigen Kraft der Gewohnheit — auch wenn sie Männer und Greise werden — antreiben wird, sich aus ökonomischen Büchern manchen Unterricht, Rath und Belehrung zu holen. Es ist darüber schon zu viel geschrieben worden, auch gehört es mehr zu einer Abhandlung über das Studium der Oekonomie im Allgemeinen, als daß wir hier noch mehr davon sagen könnten. **)

*) Vgl. Handbuch der Literatur Th. I. B. I. § 93.

**) Vgl. meine Einleitung ins Studium der Oekonomie § 9. II. Nur aber muß der Unterricht in den gewöhnlichen Dorfschulen gegeben werden: besondere Ackerschulen für die Bauernjugend kann ich nicht loben.

§ 36.

Dies alles wären Anstalten, Mittel und Wege, den Nutzen der ökonomischen Lektüre auch auf den gewöhnlichen Bauer herabzuleiten. Allerdings dienen sie auch selbst mit für die erste Klasse der gemeinen Landwirthe, d. h. für die Verwalter und die kleinen Pächter; allein da diese doch noch mehr Lust haben, etwas Oekonomisches zu lesen, und auch eher einiges Geld dafür ausgeben, so hält die Verbreitung der ökonomischen Schriften bei ihnen eigentlich nicht so schwer, wie bei dem Bauer. Noch leichter aber würde die Sache ihnen werden, wenn die wohlhabendern gemeinen Landwirthe dieser Art in ökonomische Lesegesellschaften *) zusammen träten, die aus so vielen Mitgliedern, als sich in

*) Auch für die angesehenen und größeren Landwirthe, d. h. die Rittergutsbesitzer, die großen Domainen- oder Ritterguts-pächter, die Pfarrer u. s. w. wäre eine solche Lesebibliothek ökonomischer Schriften zu empfehlen, die nur von größerem Umfange und auf einen größeren Fonds gegründet seyn müßte; von welchem gleich Anfangs eine beträchtliche Anzahl der besten ökonomischen Schriften angekauft, und alle Messen mit den neuesten Produkten der ökonomischen Literatur bereichert würde. — Sie könnte auch auf Aktien errichtet werden.

einem gewissen Distrikte zusammen fänden, bestehen könnten, deren jedes einen jährlichen Beitrag von einigen Thalern gäbe, wofür von dem Unternehmer, welcher ein denkender, aufgeklärter, kluger Landwirth seyn müßte (ein Pfarrer vielleicht, oder Schulmeister), die besten neuesten und ältern ökonomischen Schriften, vorzüglich die, welche die Hülfs- und Nebenwissenschaften, als Naturgeschichte, Physik, Chemie, Vieharzneikunst, ökonomische Baukunst u. s. w. abhandeln wie sie nun von dem Unternehmer, oder einem andern Mitgliede vorgeschlagen und von der Mehrheit der Stimmen genehmigt und gewählt wären, gekauft, und nach und nach zum Lesen unter den Mitgliedern, nach der Reihe, wie sie einander am nächsten wohnten, herum gegeben würden. Wenn sie von allen gelesen wären, so würden sie bei dem Unternehmer in eine Bibliothek zusammengestellt, die durch einen jährlichen Zuwachs sich immer mehr vermehren, und sehr ansehnlich werden müßte; deren Gebrauch dann jedem Mitgliede der Gesellschaft zu jeder Zeit frei stände, und aus welcher sich so Jeder, im nöthigen Fall, Raths erholen könnte. Dies ist nur ein roher Vorschlag, welchen, so wie alles, was bisher über die Verbreitung der ökonomischen Lek-

türe nur kürzlich gesagt worden, weitläuftiger aus einander zu setzen, die Zeit und die Grenzen gegenwärtiger Abhandlung uns nicht erlaubten. *)

*) Vgl. noch den in der § 32 angeführten Schrift p. 9 — 14 gethanen sehr nützlichen Vorschlag zur Abfassung eines Werkes, welches besonders den Stand der Pächter, und die, die sich dazu bestimmen, jährlich mit dem Wichtigsten bekannt machen solle, was zur Aufklärung in der Oekonomie von allen Seiten gethan worden. Dies Buch könnte dann auch vom Gutsbesitzer, oder aus dem Gemeinde- und Kirchenvermögen für jedes Dorf gekauft werden, um auch von jedem Bauer benutzt werden zu können.

Druckfehler und Verbesserungen.

Seite 2 Note Zeile 7 statt eine l. keine
— 8 Z. 12 st. Concessionen l. Concession
— 20 — 3 — savris l. sacris
— 20 Note *** Z. 2 st. die — der
— 21 Z. 2 st. Xunde — Runde
— 27 Note * Z. 1 st. Verkauf — Vorkauf
— 25 Z. 15 st. Xunde — Runde
— — — 23 — befindlichen — befindliche
— 26 — 18 — dips — Lips
— 27 — 11 — zwar — ganz
— 29 — 5 — Erzte sind, — Erzte, sind
— 40 letzte Z. st. rohen — gewöhnlichen
— 52 Z. 16 — Akkern — Acker
— 53 — 23 nach wenig setze hinzu Ausführliches
— 55 — 3 st. depauillée — depouillée
— — — — — mouvais — mauvais
Zu S. 54 Ende setze hinzu:
Oekon. Portefeuille, B. II. St. III. p. 419 — 34.
Pratje landwirthschaftl. Hefte St. 22 p. 403 — 24.
Pommerscher und Neumärkischer Wirth St. 36 p. 563 — 88.
S. 57 Z. 1 st. lanzenförmigen — lanzettförmigen
— — — 15 — auf — an
— 60 — 12 — Pfeifen — Pfeifer
— 63 — 16 — V. — D.
— 68 — 13 — den — einen
— — vorletzte Zeile st. 6 — 8 l. 6 — 7
— 73 Z. 14 st. Zeitaussaat — Zeit der Aussaat
— 76 — 1 — nur hier — hier nur
— 77 — 13 s. hinzu:
Ob der Sommerrübsen durchaus um Johannis zu säen sey? Justi ökon. Schriften I. p. 329 — 33.

S. 81 Note Z. 4 st. zu l. oder
— 93 Z. 15 nach hingegen s. h. im August, aber
— — — 16 st. Mitte oder Ende l. Anfang oder Mitte
— — — 15 nach um s. h. oder nach
— 99 — 4 st. in — auf
— 113 — 1 — und — nur
— — — 2 — unvermeidlich — vermeidlich
— 121 — 3 nach Süden s. h. frey
— 141 — 22 st. noch mehr aber — oder aber noch mehr
— 156 — 1 — verschließende — verschleißende
— — — 9 und 16 st. Oekonomie — Landwirthschaft
— — — 7 nach sie s. h. dann
— 158 Note Z. 10 st. Leidewitz — Leideritz
— 160 letzte Z. st. Rest — Rost
— 161 Z. 6 st. diese — die
— — — 8 — dergleichen — jenen
— 168 — 15 — unbelägt — unbeleidigt
— 169 — 15 — regnicht — regnerig
— 170 — 16 — regnicht — regnerig
— 179 — 11 nach die s. h. die

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weber, Friedrich Benedict,

D. Friedrich Benedict Webers kleine ökonomisch-kameralistische Schriften

Berlin 1805

Oecon. 1853
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10299612-1